Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

36. Jahrg. Scottdale, Pa., 23. Juli 1913. No. 30.



Um Christum schätz ich alles hin
Und heiße sonst nichts mein;
Daß ich mit ihm gekreuzigt bin,
Des rühm' ich mich allein.

An meines Heilands Kreuzestod
Nimmt auch mein Glaube teil;
Ich bin von aller Sündennot
Durch seine Wunden heil.

Ich lebe, aber nun nicht ich,
Nein. Christus lebt in mir;
Das kommt dem Fleisch verwunderlich,
Dem Glauben selig für.

Zwar leb' ich in dem Fleische noch,
Von meiner Heimat fern,
Im Glauben aber leb' ich doch
Nur Christo, meinem Herrn.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Der Vater weiß es.

Der Kraft für gestern hatte,
Der hat sie auch für heut;
Ja, unerschöpfte Schätze
Die Fülle Gottes beut.

Zu kurz kann niemand kommen,
Der ihm sich anvertraut
Und wartend auf des Vaters
Gefüllte Hände schaut.

Sein Herz strömt allzeit über
Von Liebe ohne Maß,
Die nichts erlöscht, erschüttert,
Die nie sein Kind vergaß,

Die Arbeit, Leid und Freude
Austeilt so wie es gut;
Die jeden Tropfen abmißt
Und nichts vergeblich tut.

Er läßt dich nicht erliegen,
Er gibt dir nicht zu viel;
Er trägt dich durchs Gedränge,
Und er bringt dich ans Ziel.

Drum lohnt es sich, zu ruhen
In seligem Vertrau'n
In dieses Vaters Armen,
Durch Glauben geht's zum Schau'n!

H. v. R.

Widersprüche?

„Er bedräuete und gebot, daß sie das niemand sagten. Luk. 9, 21.

Sagt nicht der Herr: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater"? Er fordert also von seinen Gläubigen das Bekenntnis zu seiner Person, zu seinem Werk, zu seinem Leben vor den Menschen. In unserem Evangeliumsworte aber bedroht er seine Jünger, daß sie das Bekenntnis, das eben Petrus in ihrer aller Sinne abgelegt hatte: „Du bist der Christ Gottes", vor den Menschen verschweigen sollten. Liegt darin nicht ein unausgleichbarer Widerspruch? Wer darauf ausginge, Widersprüche in den Evangelien zu suchen, würde noch anderes finden. Der Herr, der sagt: „Frieden gebe ich euch", derselbe spricht auch: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Einmal spricht er: „Wer nicht wider mich ist, der ist für mich," ein andermal dagegen: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich." Man kann vielleicht noch manche solcher sich widersprechender Heilandsworte entdecken, wenn man diese Worte aus dem Zusammenhange herauslöst und dann neben einander stellt. Nur im Zusammenhange mit dem Ganzen der Erzählung oder der Rede wird man solche Worte richtig verstehen lernen. So auch die einander widersprechenden Worte, die wir hier zuerst gegenüber stellten. Es gibt ohne Zweifel ein doppeltes Bekenntnis, das eine ist das Bekenntnis mit Worten, das ohne Frage oft genug notwendig wird, das andere das Bekenntnis durch die Tat, durchs Leben, durch den Wandel, das stets not tut. Wenn der Apostel Petrus in dem Wandel der Weiber ohne Wort redet, so weiß er, welch eine Macht eines Weibes ehrliches, reines, treues Leben und Dienen ist, ohne daß sie viel Worte dazu macht; sie ist eine mächtige Predigerin, die sich selbst verleugnende Gattin und Mutter, das reine Weib, das alles Unsaubere von sich bannt, die gütige Helferin und Beraterin, die eine Diakonisse, eine Dienerin ihres Herrn im Hause, in der Gemeinde sein kann, auch wenn sie nicht in ein Diakonissenhaus eingetreten ist und das Schwesternkleid trägt. Sie braucht damit gar nichts über ihr Christentum zu sagen, das ist wie ein Licht, das scheint, und und seinen Schein weithin trägt und bis in die Ferne sichtbar wird, ohne daß ein besonderer Hinweis nötig wird. Dies Bekenntnis verbietet der Herr ganz gewiß nicht, sagt er doch: Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen." Das ist der beste, denn es ist der echteste Lobpreis Gottes. Ja, solches Bekenntnis läßt sich gar nicht verbieten; denn ein guter Baum bringt gute Früchte, aber ein fauler Baum bringt arge Früchte. Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen, und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen. Was der Herr den Jüngern so ernstlich und eindringlich verbot, das war das Bekenntnis mit Worten, das Bekenntnis des Petrus: „Jesus ist der Christ, der Messias, der Gesalbte Gottes." Gewiß war das Bekenntnis richtig und kam aus tiefstem Herzen, gewiß legten mit diesem Zeugnis die Jünger ihr aufrichtiges christliches Glaubensbekenntnis ab. Aber der Herr legte ihnen hier Schweigen auf, weil sie mit diesem Bekenntnisse beim Volke falsche Hoffnungen genährt hätten. Jesus selbst hatte es vermieden, sich Messias zu nennen, er nannte sich des Menschen Sohn. Auch das Bekenntnis mit Worten ist etwas Großes, und wehe, wenn Menschen das Bekenntnis nicht wagen aus Feigheit, aus Menschenfurcht! Später, als die Oberen in Israel den Jüngern verbieten wollten, Jesu Namen zu verkündigen, da haben sie trotz aller Mißhandlung, trotz Gefängnis, trotz Verfolgung und Hinrichtungen den Namen Jesu bekannt vor den Leuten! Das: „Ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" ist eine Sache des Gewissens. Auch vor dem Spotte der Menschen sollten wir uns nicht fürchten. Da aber, wo solch ein Bekenntnis zu nichts diente, nicht der Ehre des Herrn und Seines Evangeliums förderlich, sondern schädlich war, da gebot der Herr Schweigen. Und sollten wir bei aufrichtigem Glauben die feste innere Gewißheit haben, wir können mit einem unzeitigen Bekenntnis der Sache Christi nicht förderlich, sondern würden ihr hinderlich sein, da wollen auch wir lernen zu schweigen; dann ist's gewiß auch kein Mut, sich zum Herrn zu bekennen. Das aber ist uns hoffentlich klar, daß der Herr sich nicht widerspricht; er ist sich immer gleich geblieben und hatte immer seines Vaters Ehre und seiner Menschheit Heil im Auge. Das sollen wir von ihm lernen, das sollen wir im Auge behalten bei unserem Bekenntnis zum Heiland vor den Menschen durch Wort und Wandel.

Gib, daß ich tu' mit Fleiß,
Was mir zu tun gebühret,
Wozu mich dein Befehl
In meinem Stande führet!
Gib, daß ich's tue bald,
Zu der Zeit, da ich's soll,
Und wenn ich's tu, so gib,
Daß es gerate wohl.

Hilf, daß ich rede stets,
Womit ich kann bestehen;
Laß kein unnützes Wort
Aus meinem Munde gehen,
Und wenn in meinem Amt
Ich reden soll und muß,
So gib den Worten Kraft
Und Nachdruck ohn' Verdruß!

Ausgew.

Die bösen Geister, die in der Luft herrschen.

Samuel Gobat, der als Missionar in Abessinien tätig war und später erster evangelischer Bischof in Jerusalem wurde, erzählt aus seiner Studienzeit in Paris folgende interessante Begebenheit:

Eines Tages, als ich auf dem Wege zur königlichen Bibliothek war, in ernstem Gebet vertieft für die Menschenmenge, durch die ich ging, verlor ich den Weg; indem ich mich nun durch die Menge hindurchdrängte, umgeben von glänzenden Läden, fühlte ich plötzlich eine geheimnisvolle Einwirkung, die meine Seele mit Angst und Schrecken erfüllte. Ich sah in der Nähe ein Tor offen und eilte darauf zu, um in die nächste Straße zu gelangen, und war da auf einmal von dem niedergedrückten Gefühl befreit. Ich fragte einen Studenten um den Namen der Straße, wo ich so sehr gelitten hatte, worauf er mir antwortete, essei das „Palais Royal". Nun war mir der unheimliche Eindruck, den ich verspürt hatte, erklärlich, denn zu jener Zeit war eben dieses „Palais Royal" der Mittelpunkt der verschiedenartigsten Sünden und Unsittlichkeiten von Paris. Neben vielen verhältnismäßig unschuldigen Vergnügen waren dort übelberüchtigte Häuser für Männer und Frauen und Spielhöllen, auf deren Stufen geladene Pistolen sich befanden, denjenigen zur Verfügung gestellt, die im Spiel ihr Vermögen verloren hatten und versucht waren, ihrem Leben ein Ende zu machen, ein Verbrechen, das zu jener Zeit sich oft wiederholte. Mehrere Tage beschäftigte ich mich damit, die Quelle jenes geheimnisvollen Einflusses zu ergründen, und getraute mir doch nicht, aus meinen Gefühlen einen bestimmten Schluß zu ziehen.

Da begegnete mir eine fromme Dame aus der Schweiz, die soeben zum erstenmal nach Paris gekommen war und daher

mit den Oertlichkeiten nicht bekannt war. Ich bot mich gleich an, mit ihr verschiedene Teile von Paris zu besuchen, nannte aber das „Palais Royal“ nicht. Sie willigte gern ein und ich führte sie durch enge Straßen dahin, wo ich jenen unerklärlichen Einfluß verspürt hatte, und versuchte, als wir der Stelle nahten, unsere lebhafte Unterhaltung fortzusetzen. Doch wir hatten kaum den Ort erreicht, als sie krampfhaft meinen Arm faßte und sagte: „Lassen Sie uns schnell fortgehen, denn ich bin von Teufeln umringt!“ Es war bei ihr wie damals bei mir, die erste Erfahrung dieser Art — ich habe seither mehrere ähnliche Erfahrungen macht —; sie gab der Sache, wie ich glaube, den rechten Namen. Allein in meinem Zimmer am Abend jenes Tages dachte ich nach über den Inhalt der ersten Verse im zweiten Kapitel des Epheserbriefes: „Der Fürst, der in der Luft herrscht, nämlich der Geist, der zu dieser Zeit sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens.“ Ich dachte dabei an die Millionen meiner Nebenmenschen, die im Unglauben dahin wandeln, die sich noch unter dem Zepter dieses Fürsten beugen und die er ins Verderben stürzt. Tiefer Schmerz und Mitleid erfüllte mein Herz, das nun überfloß in heißem Gebet zu Gott, mit unaussprechlichem Seufzen für alle Menschen aller Stände und Glaubensbekenntnisse. —Zionspilger.

Die rettende Leiter.

Ps. 16, 1.

Im Norden von Schottland liegt eine Insel, welche Bressay heißt. Sie gehört zu den Schetlandsinseln und ihre Ufer sind sehr felsig. An der Südseite von Bressay ist ein Schieferbruch. Die Arbeiter müssen mittelst einer Leiter von der steilen Klippe heruntersteigen.

Eines Abends bra chplötzlich ein heftiger Sturm los, der die Steinbrecher von ihrer Arbeit vertrieb. Die Leiter blieb an der Klippe befestigt.

Die Nacht war überaus stürmisch und dunkel. Ein Schiff, welches mit den Wogen kämpfte, wurde in die Nähe der Insel verschlagen. Die Besatzung gewahrte mit Schrecken die weiße Brandung, wo die Wellen gegen die Felsen schlugen. Sie wußten, daß ihr Schiff an denselben zerschellen müßte, wenn es strandete. Der heulende Sturm trieb sie aber immer weiter vorwärts, den Felsen zu. Die Sturzseen gingen über das Schiff hinweg, füllten die Kajüte mit Wasser, und des Kapitäns Frau und Kind ertranken in derselben.

Die Matrosen erkletterten die Masten. Die Armen, ihre Lage schien hoffnungslos! Sie waren den brausenden Winden und der tobenden See preisgegeben. Sie gaben sich natürlich schon verloren. Es ist natürlich, daß in diesen Augenblicken der Angst manches Gebet und mancher Schrei um Rettung zum Herrn emporstieg. Die armen Seeleute sahen ja den Tod vor Augen. Oben auf der Klippe wären sie ja in Sicherheit gewesen, aber wie dort hinaufkommen, wenn sie unten am Fuße des Felsens strandeten?

Aber in diesem Augenblick, als das Schiff ganz nahe bei dem Felsen auf den Grund geriet, wurde ihre Angst in Freude verwandelt. Ganz in der Nähe an der senkrechten Wand befand sich die Leiter. Es war gerade so, als ob dieselbe für sie dort aufgehängt worden wäre. Eiligst verließen sie das Takelwerk des Schiffes, bestiegen die Leiter und erreichten glücklich die Spitze der Klippe. Das Schiff zertrümmerte so schnell, daß beim Morgenlicht auch nicht einmal die Spur mehr zu finden war. Welch wunderbare Rettung für diese Seeleute!

Aus diesem Felsen und der Leiter können wir eine Lehre ziehen. Wir sind mit jenen Seeleuten in gleicher Lage. Auch wir alle werden von einer tobenden See hin und her geschleudert und sind in Gefahr, verloren zu gehen. Wir alle haben Ursache zu rufen: „Herr, hilf uns, wir verderben!“ Und auf welche Weise hat Gott für unsere Rettung gesorgt? Durch einen Fels, den Fels der Ewigkeit, Jesus Christus. Wenn wir einen Felsen erreichen können, so sind wir gerettet. Christus ist ein felsenfester Grund, in ihm ist die Stärke, in ihm ist vollkommene Sicherheit. Aber wie erklimmen wir diesen Felsen? Vermittelst einer Leiter. Die Leiter ist der Glaube an Christum. Er hilft uns, diesen Felsen zu ersteigen, und sind wir einmal oben, so sind wir gerettet.

Die Handlungsweise jener Seeleute ist höchst lehrreich für uns. Sie zögerten nicht lange. Wenn sie nicht sofort von dem Tauwerk auf die Leiter gesprungen wären, so würden sie von den wilden Wogen hinweggerissen sein. Ebenso wenig haben wir Zeit zu verlieren. Wir müssen die Leiter erfassen; wir müssen von Herzen glauben und dadurch den Felsen gewinnen. Einmal dort, dann sind wir sicher — sicher in Zeit und in Ewigkeit. Der Sturm mag noch brüllen und die See zu unsern Füßen noch toben, uns können sie nichts mehr anhaben, denn — wir sind auf dem Felsen!

Gottes Wort ist nicht gebunden.

An einem trüben Tage im Januar saß eine junge Witwe in ihrem Salon. Traurig blickte sie durch das breite Fenster hinaus auf einen stillen, vornehmen Platz der Stadt Dublin. Das Zimmer war mit viel Geschmack aufs feinste eingerichtet, seine Bewohnerin mußte reich sein, und die an den Wänden hängenden Ahnenbilder deuteten auf vornehme Geburt. Glücklich war aber die Dame — eine Frau B. — ganz sicher nicht. Sie war Katholikin und bemühte sich mit ängstlichem Eifer, gewissenhaft die Forderungen ihrer Kirche zu erfüllen und als treues Glied derselben dazustehen. Seit einiger Zeit aber litt sie an einem Schuldgefühl, das sie bisher nicht gekannt hatte. Sie tat, was sie konnte, um die Last loszuwerden, aber alle geistlichen Hilfsmittel — nicht einmal ihr anhaltendes Gebet — machten, daß diese seltsame Last von ihr wich.

Da gab ihr ihr Beichtvater den praktischen Rat, sie solle es einmal mit christlichen Liebeswerken versuchen; sie tat es — tat es mit unermüdlichem Eifer und wurde auch manchmal von ihren trüben Gedanken abgezogen. War sie aber wieder allein mit ihrer unausgesprochenen Sehnsucht, dann kam die gewohnte traurige Stimmung aufs neue über sie. So war es auch heute. Da klopfte es an der Tür, und der Diener meldete Besuch, den Beichtvater. Sie empfing ihn. Er war ein gütiger, freundlicher Priester.

Als er die Dame sah mit ihrem traurigen Gesicht, war sein erstes Wort: „Was kann ich denn nur tun, damit diese trostlose Traurigkeit aus Ihren Augen verschwindet?“

„Halt, jetzt weiß ich etwas!“ rief er aus. „Morgen nachmittag wird in der Rotunde (einem bekannten Dubliner Prachtbau) ein Vortrag gehalten, den müssen Sie hören. Der Redner ist überaus geistreich und witzig, dazu ein unübertrefflicher Taschenspieler; vielleicht bringt er Sie vielleicht zum Lachen oder doch wenigstens zum Lächeln. Also gehen Sie hin. Ich befehle es Ihnen als Ihr Beichtvater!“ fügte er mit komischer Strenge hinzu.

Frau B. wußte es, daß ihr Zustand ihrem Seelsorger Herzenssache war; sie wollte ihn nicht kränken und versprach, in die Rotunde zu gehen. Dann ließ sie sich eine Eintrittskarte besorgen.

Tags darauf machte sie sich nachmittags auf den Weg. An allen Straßenecken wiesen mächtige, buntgedruckte Plakate auf den originellen Taschenspieler hin. Frau B. besuchte heute die Rotunde zum ersten Mal in ihrem Leben und wußte nicht, daß das große Haus der Räume so viele enthielt; es gab dort Säle für Vorträge, Konzerte, Theatervorstellungen; außer dem berühmten „Runden Saal“ und der „Säulenhalle“ waren noch viele Räumlichkeiten vorhanden.

Die Frau B. sah, wie viele Leute einem besonderen Portal zuströmten; sie folgte ihnen und befand sich bald in einem hübschen, nicht allzugroßen Saal. Wunderlich war es ihr, daß ihr niemand das Billett abgefordert hatte. „Man tut's vielleicht nachher,“ dachte sie und setzte sich nieder.

Bald darauf sah sie einen Herrn die Bühne am Ende des Saales betreten; er ließ die Versammlung ein Lied anstimmen. Nun stieg allerdings der Gedanke in ihr auf, daß sie in einen unrichtigen Saal geraten sei, und obendrein in eine protestantische Versammlung. Von Natur schüchtern, wagte sie es nicht, vor aller Augen den Saal zu verlassen. „Vielleicht nachher“, dachte sie, „wenn man gesungen hat, gibt's eine Gelegenheit, daß ich möglichst ungesehen fortkommen kann.“ Sie machte auch den Versuch dazu; in der Eile ließ sie aber den Regenschirm auf den Boden fallen, und da und dort wandte sich ein Kopf nach ihr

um. Sie kam in große Verlegenheit und setzte sich wieder. Nun erhob sich der Herr auf der Bühne wieder und betete. Wohl oder übel mußte Frau B. zuhören. Sie hatte niemals etwas derartiges gehört. Es war so ganz verschieden von den Gebeten in ihrem gewohnten Gebetbuch. Der Mann dort sah ernst aus, während er betete, aber dabei doch so glücklich, so froh. Das war es, was sie besonders tief berührte.

Dann zeigte der Redner an, daß er über die „Vergebung der Sünden" sprechen wollte, gerade also über den Gegenstand, über den sie vor allen anderen sich Aufschluß gewünscht hatte. Jetzt mußte sie zuhören, mochte es kommen wie es wolle.

Der Redner las die achtzehn ersten Verse aus dem zehnten Kapitel des Hebräerbriefes vor; einen Vers nach dem andern nahm er durch und erklärte ihn, einfach u. doch so klar, daß es Frau B. wurde, als scheine nach tiefer Nacht plötzlich die helle Mittagssonne: ein Opfer für alle geopfert, volle Vergebung für jeden, der im Namen Jesu Christi sie sucht. — Das war der einfache Inhalt der Rede; Oefters führte der Sprechende auch andere Stellen aus dem Neuen Testament an.

Und gierig, wie das ausgetrocknete Erdreich den köstlichen Sommerregen trinkt, nahm die arme, geängstigte Seele die göttliche Wahrheit in sich auf. Noch nie hatte sie etwas davon vernommen, jetzt aber drangen diese Gedanken in ihr Herz und gruben sich tief darin ein. Ach, hätte sie nur noch mehr hören können. Aber die Ansprache war zu Ende. Nochmals betete der Redner, und die Versammlung begann sich zu zerstreuen.

Frau B. fühlte es, daß jetzt der Wendepunkt ihres Lebens gekommen sei. Sie wappnete sich mit ihrem ganzen Mut, trat an die Bühne und fragte leise den Redner, wer denn die Worte geschrieben habe, die er eben verlesen. Der Redner war durch diese kindliche Frage einer gebildeten, eleganten Dame überrascht, fast verblüfft. Rasch stieg er herunter, um mit ihr zu sprechen. Sie hatte aber so viele Fragen auf Herz und Lippen, daß er ihr seine Antworten auf ein Papier schrieb und ihr empfahl, die aufgezeichneten Bibelstellen zuhause nachzulesen.

„Ich besitze keine Bibel und habe noch nie solche gehabt," bemerkte Frau B. schüchtern.

„Dann leihe ich Ihnen die meine; lesen Sie zuerst die rot unterstrichenen Stellen; bringen Sie mir aber das Buch wieder zurück, es ist mein größter Schatz."

Mit herzlichen Worten dankte Frau B. Helle Freude im Herzen eilte sie nach ihrer Wohnung. Diese zwei kurzen Stunden hatten sie völlig umgewandelt. In den zwei nächstfolgenden Tagen vergaß sie alles über ihrem Bibelbuch. Zuerst las sie die besonders angestrichenen Stellen; sie dienten ihr als Wegweiser zu weiterem Forschen in der Schrift. Es wurde licht in ihr. All die schweren Bürden, die sie lange schon bedrückt, hatte sie am Fuße des Kreuzes niederlegen können, und der Friede Gottes schien endlich voll in ihr Herz hinein.

Nun hätte sie die Bibel ihrem Eigenthümer wieder zurückbringen sollen. Ein letztes Mal wollte sie sich zuvor noch in das Buch vertiefen,—da ertönte die Hausglocke und der Besuchende wurde von dem Diener ohne weiteres in das Wohnzimmer geführt. Es war der katholische Geistliche. In einem Augenblick hatte sein scharfes Auge bei dem Beichtkinde zwei Dinge entdeckt: Eine gewisse Verlegenheit malte sich in dessen Zügen, aber stärker war der Eindruck einer tiefen, glückseligen Ruhe, die über dem ganzen Wesen der jungen Dame ausgebreitet war.

„Was ist denn nur aus Ihnen geworden?" fragte der Priester. „Sie haben mir nie mitgeteilt, ob Ihnen jene Vorstellung in der Rotunde Freude gemacht. Sonntags traf ich Sie nicht in der Kirche, da dachte ich, Sie müßten erkrankt sein."

Frau B. verlor auf einen Augenblick ihre Fassung. Eigentlich hatte sie ursprünglich im Sinn, ihr Erlebnis geheim zu halten, wenigstens für die nächste Zeit. Nachdem sie nun aber von dem Geistlichen so plötzlich überrascht worden war, erzählte sie mit kindlicher Einfalt, wie sie damals in den unrichtigen Saal geraten sei, wie sie versucht habe, die Versammlung zu verlassen, dann aber durch die Macht des göttlichen Wortes in ihrem tiefsten Innern getroffen worden sei; sie sprach auch von der Bibel, die sie gelesen, und der sie ihren Frieden und ihr Glück einzig zu verdanken habe.

Leise, mit gesenkten Augen hatte sie gesprochen. Als sie nun ihren Blick voll zum Priester emporrichtete, durchlief sie ein eisiges Frösteln. Der sonst so liebenswürdige Mann war bleich vor innerer Erregung, kaum schien er seinen Zorn zurückhalten zu können.

„Geben Sie mir das Buch," befahl er mit eigentümlich gepreßter, fast drohender Stimme. „Es ist nicht mein Eigentum," entgegnete sie, und versuchte, die Bibel an sich zu nehmen. „Noch einmal sage ich, geben Sie mir das Buch. Hier handelt es sich um nichts geringeres als um ihre unsterbliche Seele. Ein Ungläubiger, ein Ketzer will Sie um ihren ewigen Lohn betrügen. — Niemals wieder dürfen Sie dieses Buch in Ihre Hand nehmen."

Er steckte die Bibel in die Tasche, warf Frau B. noch einen seltsamen, halb zornigen, halb bekümmerten Blick zu und verließ das Gemach ohne ein Wort des Grußes.

Frau B. blieb wie gelähmt auf ihrem Sofa sitzen; sie hörte, wie sich die Tür des Vorzimmers schloß und nachher die Haustür; auch in ihrem Herzen schien sich etwas zu schließen, was sie von der Mitwelt schied und sie allein mit ihrer unnennbaren Angst zurückließ. Der letzte Blick des Priesters hatte sie wie zum Tod getroffen.

Nur wer in unserer katholischen Schwesterkirche geboren und groß geworden ist, weiß, welche Macht ein Priester auf die Menschenseele ausüben kann. Auch der Gedanke an den Eigentümer der Bibel wurde Frau B. drückend. Seine Adresse stand auf der ersten Seite des Buches geschrieben; der Name war ihr entfallen und ihr also auch dieser Beschützer entrückt. Das Schlimmste, Furchtbarste blieb aber doch der unheildrohende Blick des Priesters. Sie vermochte diese Erinnerung nicht mehr los zu werden.

Ein Tag nach dem andern verging. Der einst ihr Freund und regelmäßiger Besucher gewesen, kam nicht wieder. Nach und nach faßte Frau B. Mut. Sie wollte einen letzten Versuch wagen, die Bibel wieder zu erlangen. Der Priester bewohnte ein kleines Haus in einem entlegenen Stadtteil; neben seiner Wohnung und mit ihr in Verbindung erhob sich das weitläufige Nonnenkloster, dem er seit Jahren als Beichtvater diente. Eine seltsame Unruhe trieb sie, den ehemaligen Gastfreund dort aufzusuchen.

Auf ihr Klingeln wurde die Haustüre von einer Nonne geöffnet. Frau B. nannte ihren Namen und fragte nach dem Priester; plötzlich wurde das Gesicht der Nonne wie versteinert, und sie gab in unheimlich klingendem Ton zur Antwort: „Ja, Vater Jean ist zuhause, in jenem Zimmer, bitte, treten Sie ein!" Mit diesen Worten wurde Frau B. in ein weites Gemach, rechts neben der Hausflur, mehr gestoßen als geführt. Sie stieß gleich bei ihrem Eintritt einen durchdringenden Schrei aus; denn da lag ihr Beichtvater, hoch aufgebahrt, in einem mit Leuchtern umstellten offenen Sarg — er war tot! Wieder schlich die Nonne auf sie zu und lispelte ihr mit haßerfüllter, zischender Stimme ins Ohr: „Er ist gestorben, mit einem Fluch auf den Lippen; der Fluch galt Ihnen. Sie waren es, die ihm eine Bibel gegeben. Er hat mir auf seinem Totenbett zugerufen, er verfluche Sie dafür. — Verlassen sie jetzt unser Haus!"

Das ganze Erlebnis schien Frau B. wie ein wüster Traum. Sie wußte nicht, wie sie aus dem traurigen Sterbegemach auf die Straße gekommen. —

Wieder gingen ein paar Wochen dahin. Schon wehten Frühlingswinde. Die Bäume setzten Blätter an, und die Sträucher im Stephanspark waren mit den ersten Blumen bestanden.

Wie einstmals saß Frau B. in ihrem Zimmer und dachte über die Erlebnisse der letzten Monate nach. Sie war eine glückliche Christin geworden. Die Gewißheit ihres Heiles in Christo beherrschte ihre ganze Gedankenwelt; eine Bibel hatte sie sich längst selber gekauft, und je mehr sie sich darin vertiefte, um so heller wurde es bei ihr, und ihre alten Sorgen und Irrtümer begannen gänzlich zu schwinden; aber von einer dunklen, schweren Erinnerung konnte sie noch immer nicht los werden: Wie unaussprechlich traurig waren nicht die kurze Krankheit und das Ende des jungen Priesters, sein letzter Blick und gar die von der Nonne berichteten letzten Worte des Sterbenden . . . ! Merkwürdig, unbegreiflich, wie ungleich Gott seine Gaben aus-

teilt. Das Lebensschifflein des einen lenkt er in den Hafen des Friedens, und das des andern . . . ? Weshalb hatte nicht Gott, der Gott der Liebe, nicht beide, sie und den Priester in gleicher Weise segnen können? Beiden war ja durch seltsame Führung ein und dasselbe Buch, die heilige Schrift, als Wegweiser zum wahren Leben geschenkt worden . . .

So wurde sie in ihrem Gedankengang durch den Diener unterbrochen, der eine ihr unbekannte Dame anmeldete. Die Dame wurde hereingeführt; sie war tief verschleiert und blieb wie unentschossen mitten im Zimmer stehen. Bevor noch Frau B. sprechen konnte, erhob die Fremde ihre Stimme: „Sie werden mich in diesem Kleid wohl kaum wiedererkennen, bitte, blicken Sie mir ins Auge . . . .“

Die Dame zog ihren Schleier weg, und Frau B. sah das Gesicht der Nonne vor sich, der sie in jenem schrecklichen Augenblick an der Bahre des ehemaligen Beichtvaters begegnet war. Unwillkürlich wich sie einen Schritt zurück. Sie war aber gleich wieder beruhigt, als sie von der Fremden in einem eigenartig warmen Ton gefragt wurde: „Darf ich mich setzen und Ihnen etwas erzählen?“ Frau B. nickte u. die Besucherin begann:

„Zweierlei habe ich Ihnen zu sagen: Ich will kurz sein, denn ich habe Eile. Zuerst: Können Sie mir eine furchtbare Lüge vergeben? Ich habe den Herrn angefleht und seine Vergebung erlangt. Aber auch die Ihre will ich noch haben. Vater Jean, Ihr und mein Beichtvater ist damals nicht mit einem Fluch auf den Lippen gestorben, sondern indem er Sie aus tiefstem Herzensgrund heraus gesegnet hat. Den Abend vor seinem raschen Ende trug er mir auf, es Ihnen auszurichten, daß er, gleich Ihnen, in jenem heiligen Buche die Gewißheit der Vergebung seiner Sünden und die Gewißheit seiner Versöhnung mit Gott gefunden habe: noch droben in der Ewigkeit wollte er Sie dafür segnen, daß Sie ihn mit einem so wunderbaren Heiland bekannt gemacht hätten. Können Sie mir vergeben?“

„Ja, von ganzem Herzen,“ rief Frau B. mit einer vor Freude und Ueberraschung zitternden Stimme, „aber trotzdem, Sie verstehen mich gewiß, möchte ich gerne wissen, weshalb Sie mir an jenem Abend nicht gleich die Wahrheit gesagt haben.“

„Weil ich Sie damals haßte. Ich liebte und verehrte unsern Geistlichen und mußte Sie hassen, weil Sie meiner Meinung nach die Ursache seiner ewigen Verdammnis waren. Hören sie weiter. Als er gestorben war und wir ihn begraben hatten, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, das verhängnisvolle Buch zur Hand zu nehmen, erst blätterte ich bloß darin, dann fesselte mich eine Stelle, ich las und las und zuletzt — da wurde auch ich der Vergebung gewiß und fand den Frieden in meinem Heiland. So ist mir die Heilige Schrift das Brot des Lebens geworden: unausgesetzt forsche ich seither darin. Aber hier ist das Buch, ich gebe es Ihnen jetzt zurück.“

Die ehemalige Nonne zog die Bibel aus ihrem langen Mantel hervor und legte sie auf den Tisch. Heute abend habe ich heimlich mein Kloster verlassen und gehe jetzt hinüber nach England. Eine innere Stimme hieß mich aber Ihnen zuerst die Bibel zurückzubringen und es Ihnen auszusprechen, daß ich in meinem ganzen ferneren Leben auch Sie segnen werde. Durch Sie habe ich das Wort Gottes kennen gelernt. Leben Sie wohl, der Herr segne Sie. Auf Wiedersehen dort oben!“ Leise war Sie aus dem Zimmer geglitten und war hinausgegangen ins Unbekannte.

B. faltete ihre Hände. War das alles ein Traum? Drüben auf dem kleinen Tisch am Fenster lag die Bibel, an Schnitt und Einband zeigte sie die Spuren häufigen Gebrauchs. Nein, es war kein Traum, es war Wirklichkeit. Dieses unscheinbare Buch hatte drei unsterbliche Seelen aus der Finsternis ins Licht geführt, zwei von ihnen hatten zudem ohne jegliche menschliche Vermittlung — einzig durch dieses Buch — ihren Frieden mit Gott gefunden. Wunderbar!

Der ursprüngliche Besitzer der Bibel, jener Redner in der Rotunde, war nun bald ermittelt. Auch er konnte nur staunen u. danken, als er die Geschichte seines Buches vernahm. Groß stand vor seiner Seele die Verheißung aus Jes. 55, 11:

Das Wort aus meinem Munde soll nicht wieder leer zurückkommen, sondern tun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende.

Weltbote.

Vereinigte Staaten

Colorado.

Kirk, Colorado, den 7. Juli 1913. Den 11. Juni kam B. H. W. Lohrenz und B. Roß von Kulbertson hier bei uns an; Br. Roß, um seine Arbeit, die ihm von der Konferenz aufgetragen wurde, hier zu tun, und Br. Lohrenz, um im Interesse seiner Schule, Thabor College in Hillsboro, hier zu wirken. Beide haben auch Abendstunden gehalten und Sonntag das Wort Gottes reichlich ausgestreut. Möge der Herr Gnade geben, daß der Same Frucht trage! Br. Lohrenz sprach an einem Abend über das Gewissen und zeigte, wie unser Gewissen uns keine Ruhe läßt, wenn wir eine Schuld auf uns haben, und wenn auch zehn bis dreißig Jahre darüber hingehen, wir werden immer wieder daran erinnert, es gut zu machen, und er erklärte uns durch verschiedene Beispiele, wie ein mancher zur Erkenntnis und Bekenntnis gekommen sei und seine Sache auf's reine gebracht habe.

Br. Roß hatte an einem Abend zum Text Mark. 5, 21 bis Ende. Er wies uns darauf hin, daß wir im Glauben alles erlangen können.

Wir sind jetzt auch in der Weizenernte. Der Weizen ist gut, der im Herbst früh gesät worden ist; aber der andere ist etwas schmal, denn wir haben auch hier trockenes Wetter. Nach unserem Besehen fehlt es auch jetzt schon sehr an Regen, doch ist das Corn noch schön grün. Wenn wir bald Regen bekommen, dann kann es noch schön Corn geben.

Am 4. Juli hatte wir ein schönes Kinderfest. Am Vormittag wurde erzählt, wie Amerika sich von der englischen Knechtschaft befreite, und darauf Bezug nehmend, auf die Freiheit der Kinder Gottes von der Knechtschaft des Teufels hingewiesen und auf die Erlösung, die uns geworden durch unsern Herrn und Heiland, der sich für uns opferte am Kreuzesstamm, und aufgemuntert dafür recht dankbar zu sein. Dann wurde Mittag gegessen und, weil es ein Kinderfest war, konnten die Kinder auch am ersten essen.

Am Nachmittag wurde dann ein Program ausgeführt durch Aufsagen von Gedichten und Vortragen von Gesängen, welches sich sehr schön machte. Zum Schluß war noch ein kleiner Missionsausruf, welcher bestimmt war, mit der Vormittagskollekte für unsere Mission in Indien.

Mit Staunen habe ich in der lieben Rundschau No. 27 gelesen, wie der Unglaube sich breit macht und öffentlich die Gottheit unseres lieben Heilandes leugnet. Aber es ist die Macht der Finsternis, und der liebe Heiland hat es auch zuvor gesagt, daß es kommen würde. Gal. 6, 7 heißt es: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten; denn was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird vom Fleisch das Verderben ernten, wer aber auf den Geist säet, der wird vom Geist das ewige Leben ernten. Aber es ist gut, daß der liebe Bruder Horsch uns darauf hinweist, daß wir nicht unsere Kinder solchen gottesleugnerischen Schulen anvertrauen sollen. Es gibt ja, dem Herrn sei Dank, Schulen, wo Gottes Wort voll und rein gelehrt nebst allen anderen Fächern. Diese Entwicklungslehre, von der Dr. Mathews spricht, ist schon ziemlich alt, aber sie wird immer wieder aufgetischt. Nun, wir wollen den gelehrten Herren die Ehre lassen, einen Affen zum Stammvater zu haben und uns an das untrügliche Wort Gottes halten, womit wir am weitesten kommen und die ewige Seligkeit erlangen.

Ed. Sudermann.

Kansas.

Buhler, Kansas, den 8. Juli 1913. Gottes reichen Segen allen Lesern der Rundschau! Ich berichte den Lesern, daß wir noch immer gesund sind. Es ist immer wichtig, von nahe und ferne zu hören und zu lesen von Freunden und Bekannten. Besonders gerne lesen wir von unsern Freunden in Rußland und Asien.

Ich will euch hiermit wissen lassen, daß Johann Balzers gedenken, eine Reise anzutreten nach Rußland. Die Schwester Balzer, Heinrich Töwsen Tochter von Blumen-

ort, ist meine Kousine. Sie wollen den ersten August abfahren.

Es gibt manche Aufmunterung inbezug auf das Kommen Jesu. Es ist eine notwendige Sache, daß sein Volk zubereitet wird. In Offb. 22 heißt es: „Siehe ich komme bald, und mein Lohn mit mir, zu geben einem jeglichen, wie seine Werke sein werden.Es sind im Worte Gottes viele Verheißungen, aber auch so viele Bedingungen. Ich freue mich des Aufsatzes von J. W. Fast in No. 28 der Rundschau. Ja, Br. Fast, es ist Tatsache, so nimmt alles überhand, wenn wir uns mit der **Welt** gleichstellen. Wie werden unsere Werke dann sein? „Werdet nicht müde, euch zu vermahnen" ist des Apostels Lehre. An alle Aufrichtigen heißt es dann: „Wie ihr tut." Ich möchte euch allen, ihr in der alten Heimat, zurufen. „Es ist bald am Schluß, sind wir fertig? Gott gebe es! Wir sind noch auf dem Kampfplatz und sollen noch kämpfen um die Krone des Lebens. Euer aller Bruder in Christo.

A. J. Böse.

Hillsboro, Kans., den 12. Juni. Obgleich ich kein Korrespondent der Rundschau bin, kann ich doch nicht ganz wegbleiben. Eigentlich gilt mein Schreiben den lieben Freunden in Sibirien. Weil meine Briefe nicht alle hinkommen so hoffe ich, daß dies ein Plätzchen in der Rundschau finden wird, und die lest ihr ja, nicht wahr? Johann und Justina, was macht ihr, seid ihr gesund und frohen Mutes? Denn das ist mehr als Geld und Gut. Abraham und Helena Dück, ich erinnere mich oft eures schönen Gesanges und möchte euch gern persönlich sehen. Aber auch Schwägerin Heinrich Löwen, ich habe einen schönen Gruß: „Der liebe Vater im Himmel sei unser rechter Vater." Peter, auch dich grüße ich besonders. Ob du bei der Mutter oder sie bei dir oder euch ist? Tut ihr Gutes; sie hat es verdient — und euer Lohn bleibt nicht aus. Willi ist noch bei mir. Er versprach mir schon, als er noch drei Jahre alt war, er wolle immer klein bleiben, um bei der Mutter zu bleiben. Klein ist er nicht geblieben an Person. Er ist jetzt beinahe neunmal so alt und hat schon manches Leid mit mir getragen, aber ist noch nicht weggegangen, was mir in Rußland prophezeit wurde. Jetzt kann ich nicht mehr so schaffen wie ich es früher habe, was die Orloffer und Muntauer, wenn von den damaligen noch welche leben, wissen. Meine verbrochenen Glieder bessern langsam. An der linken Hand sind die Finger noch steif. Aber ich habe es nicht geglaubt daß ich um ein Jahr das sein würde, was ich jetzt bin. Vor drei Monaten mußte ich Besen- und Hackenstiel in die Aermel nehmen, um damit arbeiten zu können, jetzt fege schon manchmal darohne. Dafür bin ich sehr dankbar. Ich bat den lieben Gott nur um eine und jetzt kann ich auch die andere mitbrauchen. Ich habe mir früher, als die beiden Mädchen noch klein waren, vier Hände gewünscht, und jetzt habe ich nur anderthalb —: Wer sein Kreuz fein hurtig packt, ist der Last halb entronnen und fühlet kaum die halbe Last. Also alle, die ihr ein Kreuz zu tragen habt, wer von uns im neuen Jerusalem wird Wohnung haben, da ist kein Ach und Weh. Darum getrost! Ich danke M. B. Fast für den Brief und Spruch; ich möchte wiederkommen.

Nach meiner Schwester fragen hilft wohl nichts. Sie war eine Peter Abrahams, Alexandertal. Ich habe gehört, sie wäre nach Elisabethtal gezogen. Ob dem so ist? Ihre Tochter Anna hat sich ja schon lange verheiratet, ich weiß aber nicht ihres Mannes Namen. Wenn jemand könnte von ihnen berichten, wäre ich sehr dankbar. Lenchen, du sagst, nur ein Körnchen wäre ganz? Ich werde euch allen später mehr in einem Säckchen schicken. Johann, vergiß nur nicht daß, wenn Jakob eine größere Stube hat, werde ich an Jakob u. Peter auch denken. Seid alle Gott befohlen! Kath. W. Löwen.

Missouri.

Clinton, Mo., den 8. Juli 1913. Indem schon wieder einige Wochen verflossen sind, seit ich meinen letzten Bericht schrieb, will ich versuchen, ob ich wieder etwas zu Papier bringen kann.

Bruder Krone samt Familie haben uns hier verlassen. Sie bekamen einen Ruf, nach College View, Nebr., zu kommen. Er hat dort eine Anstellung in der Druckerei bekommen. Geschwister Hartmanns sind ausgezogen, denn es wurde ihnen da zu enge. Etwa eine viertel Meile südlich haben sie sich ein großes, feines Haus zu $8 per Monat gerentet. Er ist ja nämlich ein ausgezeichneter Maler. Für ein Bild, drei und einhalb bei fünf Fuß groß will er nur den geringen Preis von $600.00 haben, das zweite Bild sieht etwas schöner aus, dafür will er $1200.00 haben, und das dritte übertrifft alles, dafür will er $1500 und wenn er das vierte fertig hat, welches die babylonische Gefangenschaft der Kinder Israels darstellt, wo sie den Babyloniern ein Lied von Zion singen sollten, ihre Harfen an den Weiden hängend, das soll 1800.00 kosten. **Wenn jemand von den** Lesern zu so ein Bild Lust hat, der melde sich. Die Bilder sind sehr fein und künstlerisch gemalt. Er hat sich kürzlich neun Hennen und einen Hahn gekauft und für sie eine kleine Umzäunung gemacht. Ich riet ihm, er sollte sie frei umherlaufen lassen, daß sie etwas Grünes fressen könnten und dann würden sie auch noch mehr Eier legen. Nein, das will ich nicht, sie sollen nicht mehr Eier legen wie 6 Stück per Tag. Z. B., das würde auf 100 Hühner 66 Eier per Tag machen. Ist das nicht genug? Gut so, ich ließ ihn dabei. Jetzt will er sich auf seinem Hinterhof einen artesischen Brunnen machen. Ob er's fertig bringen wird, weiß ich nicht. Letztens gab er mir von seiner selbstfabrizierten türkischen Milch zu trinken; die wird nicht sauer. Allzubest hat sie mir nicht gemundet, ich müßte mich zuerst dazu gewöhnen.

Br. Hennig kam vor neun Tagen zurück von seinem Arbeitsfeld in Ill. Er will sich diesen Sommer etwas schonen. Er hat sich seinen Kopf etwas zu sehr angestrengt, somit braucht er jetzt tüchtige Körperbewegung; und nun sollte das gestern nachmittag 'mal losgehen. Ein Farmer brauchte Hilfe, denn es sollte bei ihm gedroschen werden. Punkt 1 Uhr waren wir da. Drei Wagen fuhren ins Feld um die Garben herbeizuholen. Es waren nur zehn Acres Weizen, die gedroschen werden sollten, und wir sollten den reinen Weizen von der Maschine in den Speicher hineinschaufeln. Die Leier ging los; es brummte und rasselte recht tüchtig bis sieben Uhr abends, dann hatten wir 120 Buschel gedroschen, aber nur 50 Buschel in den Speicher hineingeschaufelt; denn das Uebrige wollte der Farmer zum Markt fahren. Die Zeit wurde uns auch gar nicht langweilig, denn inzwischen aßen wir reife Pflaumen und tranken Wasser, und erzählten uns von der guten alten Zeit. Ich denke wir haben beide zusammen 20c verdient; denn wir wollen doch nicht zu hart sein auf den jungen Farmer. Unsere Tochter Salmine reiste letzte Woche ab nach Kansas City, um in einem Sanitarium behilflich zu sein. Sie hat Lust, den Krankenpflegerkursus aufzunehmen. Br. David Voth, Präsident von der Oklahoma - Konferenz ist versetzt worden nach Chicago, um dort Missionsvorträge zu halten; ich bekam gestern einen Brief von ihm und er schreibt, daß er gut besuchte Versammlungen hat. Br. Johann Isaak von College Place, Wash., nimmt seine Stelle in Oklahoma ein.

Br. Jakob Gäde hat sich für eine Beaver Co. Farm einen Grocery-Store hier in Clinton eingetauscht und nun ist er und sein Sohn Peter im vollen Handelsgeschäft. Wollen ihm Erfolg wünschen.

Meine Frau mußte letzte Woche 'mal das Zimmer hüten. Sie hat ein Hühnerauge zwischen den Zehen. Das wollte sie nun 'mal durchaus weghaben und tat etwas fressendes Gift darauf; die Folge war, daß sie den Fuß tüchtig pflegen mußte. Er war ihr so dick angeschwollen und so braun sahe er aus, daß wir schon etwas Schlimmes fürchteten. HeißesWasser, gelbe Erde mit saurer Milch benahmen die Schmerzen, und zu guterletzt noch Leinsamenpappe, und es zog zusammen und schwor aus. Jetzt ist Ruhe.

Es ist zur Zeit ziemlich trocken. Wir schauen aus nach Regen.

Jakob Thomas.

Montana.

Chinook, Montana, den 6. Juli 13. Werte Leser!

Weil wir uns auch im Norden von Chinook, Mon., angesiedelt haben, und zwar von Manitoba, Canada, hergezogen sind und überall Freunde und Verwandte haben, so will ich euch von hier einen Bericht schicken.

Wir haben hier eine zeitlang viel Regen gehabt, was uns von großen Nutzen ist, denn was hier von den Leuten im Frühjahr gesät worden ist, scheint gut zu gedeihen. Kartoffeln, denke ich, gibt es massenhaft, wenn sie vor Schaden bewahrt bleiben. Wir haben dieses Jahr noch nichts gepflanzt, denn wir kamen zu spät her. Wir hoffen aber, daß es nächstes Jahr alles besser werden wird. Es ist noch alles zu sehr am Anfang, aber trotzdem sieht man schon überall Gebäude, und man sieht auch alle Tage Leute mit Fuhren auf das Land kommen.

Unsern Freunden und Verwandten diene denn zur Nachricht, daß wir immer noch am Leben sind und uns hier recht heimisch fühlen. Wir wohnen schon seit zwei Wochen in unserem Hause. Wir haben einen Brunnen, der bei neun Fuß tief ist und reichlich Wasser liefert. Viehweide ist gute. Ich habe noch nur etwa acht Acres aufgebrochen. Ich grüße denn alle Freunde in Saskatchewan und B. C. und Manitoba.

Unsere Adresse ist: M. E. Friesen, Chinook, Montana, U. S. A.

M. E. Friesen.

R. No. 2, Post Bloomfield, Montana, den 11. Juli 1913.

Lieber Editor!

Einen herzlichen Gruß an dich und die ganze Leserfamilie der Rundschau!

Ich dachte einen kleinen Artikel für die Rundschau zu schreiben und bitte um Raum für denselben. Erstens berichte ich, daß ich und die Frau jetzt wieder gesund und munter sind. Auch ist hier herum in der Gemeinschaft der Gesundheitszustand ziemlich gut. Die Aussicht für die Ernte ist auch gut, da wir genügend Regen haben.

Wir hatten diese Woche lieben Besuch von Süd-Dakota, nämlich unser Sohn Friedrich Buller und Schwager Abraham Böse mit seiner Frau. Es schien so, daß Montana ihnen sehr gut gefallen hat. Sie sagten, daß die Frucht auf unsern Feldern besser sei, als in Süd-Dakota, wiewohl auch ihr Getreide gut gestanden hatte. Sie interessierten sich auch für unsere Sonntagschule und Gottesdienst am Vormittag. Am Nachmittag feierten wir ein Kinderfest. Die Kirche war so angefüllt, daß kaum noch ein Sitz zu haben war. Jetzt, diese Woche, haben wir alle Tage Abendversammlung. Br. (?—Ed.) weiß es zu führen und suchenden Seelen das Lebensbrot zu reichen, und uns den schmalen Weg, der zum Himmel führet, zu zeigen. Der liebe Heiland sagt: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes u. nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen, und ferner sagt er: Der Weg ist schmal, der zum Leben führt und Wenige sind, die ihn finden. Wenn man die jetzige Welt betrachtet, ist der schmale und der breite Weg eins, weil die Weltmode überhand nimmt.

Wir hatten letzten Herbst zwei Prediger von Süddakota hier. Es gefiel ihnen auch, und sie dienten uns und speisten uns mit dem Lebensbrot und hielten auch das Abendmahl im Segen. Eins, so scheint es, hat Prediger Unruh nicht gefallen: Das Land war zu bergig und ein Weg zu schmal. Nun der weltliche Weg ist hier in Montana breit genug, aber mein Wunsch ist, daß wir alle möchten trachten, den schmalen Weg zu gehen.

Nun, ihr lieben Kinder in Colorado und die ganze Freundschaft, einen herzlichen Gruß senden wir euch. Mit den Ernteaussichten steht es hier solange noch ganz gut. Berichte noch, daß die Frau Abraham Buller gestorben ist. Sie war unsere Schwiegertochter und Tochter der Jakob Schmidten in Süddakota. Sie haben dreizehn Jahre zusammen im Ehestand gelebt. Sie hat ihren Mann und zwei Söhne von sechs und zehn Jahren hinterlassen. Sie wurde 32 Jahre und sechs Monate alt.

Nun ihr lieben Geschwister in Sibirien, wir grüßen auch euch herzlich. Wir haben euren Bericht gelesen. Ihr Lieben in Rußland, seid herzlich gegrüßt. Liebe Schwägerin Heinrich Unruh, wir haben euren Artikel gelesen. Schreibt uns einen langen Brief. Ich werde bald, wenn die Zeit es erlauben wird, euch alles berichten. Einen Gruß mit Ps. 23.

Meine Adresse ist wie oben angegeben.

Andr. H. Buller.

New-Mexico.

Santa Fe, N. M., den 7. Juni 13.

Heute morgen gedachte ich noch ein wenig den Masonic Tempel zu beschreiben. Das ist für die Loge gebaut; hat schöne Einrichtungen, kostet auch $100,000. Ja, ein massives Haus, aber für mein Besehen ist das Geld weggeworfen, und ich denk eben so vor Gottes Auge, denn unser Gott liebt nicht Götzendienst, sondern er will einen reinen und unbefleckten Gottesdienst, und weil hier Tanzhalle und Billardspiel und eine große Pfeifenorgel und sowas alles vertreten ist, so sieht man, daß das Volk der Erde noch immer fröhliche Dinge liebt wie schon ehemals Menschen es liebten in der Welt.

Doch noch ein wenig von der Sonntagsschul-Konvention. Die wurde von George Poog, als Präsident eröffnet und 85 Delegaten waren zugegen. Nun kamen da Dinge, die mir fremd schienen, doch man kann ja nicht genug lernen, wenn man auch schon bald 70 Jahre alt ist. So kam die Sache auch zur Besprechung betreffs Kindern von der Wiege bis 3 Jahre alt, daß die auch zur Sonntagschule sollten gebracht werden. Ich würde höchstens denken, es würde gut sein, sie dort einzusegnen usw., aber die amerikanischen Ladies denken mehr davon. So kam auch wegen dem Trinken und den Saloons die Sprache, wie es komme, daß der Junge von 12 bis 15 Jahren dahin ging, und das Resultat war, weil der Vater da war. Da kommt die Frage, welches Vorbild wir sind. Nun kam auch wegen der Liebe die Frage, was die Bibel für uns ist. Da waren nun verschiedene Redner angestellt, die gute Reden lieferten, so wie ich schon in der vorigen Korrespondenz angemerkt als ein Scholl von Boston und der Gouverneur von Mexico und ein Bischof von Colorado. Ja, es wurde viel erklärt, wie groß und unerschöpflich sie für uns ist. Auch sprach sich unser Sonntagschul-Superintendent aus, was es für ein Werk ist, für diese Sache zu arbeiten, und daß er in 11 Monaten 50 Nächte an der Kar zugebracht, um so immer mehr Erfolg zu haben und daß die Zahl der Sonntagschüler 34 Tausend sei in Mexico. Ja, dieser Mann Marat ist zu empfehlen, denn er ist ein Mann für seine Sache. Ja, ich komme noch wieder auf die Bibel, was sie für uns ist. Sie ist das Brot des Lebens und wir würden bald kein Leben mehr in uns haben, wenn sie uns entfernt würde. Ja, wir würden Hungers sterben. Nun will ich noch zum Schluß sagen, daß George Poog (?) mir ein herrlicher Mann war für die Leitung der Konvention und er ist auch als Delegat herausgesetzt zur nächsten Konvention, nach der großen Konvention nach Chicago zu gehen, dort unser Vertreter zu sein. Er ist hier auch Richter in der Court und ich sehe Gottes Gnade mit ihm.

Nun zum Schluß noch grüßend, euer Bruder in Christo,

H. Janzen.

Las Vegas, New Mex.

Ohio.

Fayette, Ohio, den 9. Juli 1913.

Lieber Br. Wiens!

In der Rundschau No. 28 finde ich, wonach ich schon lange gesucht habe, nämlich einen Bericht von der lieben Schwester Tina Dück. Als ich ihren Aufsatz gelesen hatte, rannen mir die Tränen über die Wangen herab über den Gedanken an ihre Schmerzen. Liebe Schwester, verzage nicht an Jesum, unserem lieben Heiland. Er hat noch viel mehr und viel größere Schmerzen für uns ausgehalten. Wie weh ist es ihm auch gewesen zu der Zeit, als es von ihm heißt, daß er mit dem Tode rang und er betete heftiger. Ja, unschuldig hat er gelitten für mich und für dich, die wir ohne seine Hilfe der ewigen Verdammnis anheimgefallen wären. Darum wollen wir uns freuen und nicht verzagen. Wenn wir einander auch nicht von Angesicht kennen, so fühlen wir aus unsern Gedanken die Liebe Jesu. Und das sei dein Halt in diesem Leben, wie ja auch der meine. Wir werden einander finden und kennen lernen in der seligen Ewigkeit, wo kein Leid, keine Träne mehr sein werden. Jesu Liebe ist so groß!

Letztes Jahr in der Heuernte war ich mit einer von meinen Töchtern auf einer Heufuhre, und als sie auf den Weg hinausfuhr, sahe es aus, als wenn sie umfallen wollte, und wir rollten beide herunter und noch in einen vier Fuß tiefen Graben hinein. Als ich aufstehen wollte, konnte ich nicht. Ich sagte: „Mein linker Arm ist gebrochen. Sie hoben mich auf und fuhren mich heim. Der Arm

war auseinander. Er wurde dann eingerichtet, aber es dauerte den ganzen Sommer bis er gut war. Ich kann ihn wohl wieder brauchen, aber zuweilen tut er doch recht weh. So möchte uns noch einmal aufmuntern, recht festzuhalten an Jesu Liebe, auf daß sie uns alle Schmerzen lindere. Mein Leiden steht wohl in keinem Verhältnis zu dem, was du aushalten mußt, liebe Schwester. So wünsche ich dir Jesu Liebe, die auch die Schmerzen lindert.

Mit herzlichem Gruß zeichnet sich euer Bruder,

Urban Werner.

Oregon.

Dallas, Oregon, den 10. Juli 1913. Lieber Editor und alle Rundschauleser! Jesus sagt: Was ich aber euch sage, das sage ich allen: Wachet! Und wir alle, die wir Jesu Nachfolger geworden sind — ich meine nicht nur Mundchristen, sondern wahre Gotteskinder —, werden sagen: Wahrlich, das Wachen tut not! Wir leben in einer Zeit, von welcher der Apostel redet in 2. Thess. 2, u. keiner glaubt es. Mein Wunsch und Gebet ist, daß der Herr uns allezeit ein offenes Auge, Ohr und Herz schenken möchte, daß wir an das Wort unseres Heilandes festhalten und uns nicht so bald bewegen lassen von allerlei Wind der Lehre, wie wir ja auch hier in Dallas sehen und hören können.

Wir sind bald 8 Monate in Oregon und haben in der Zeit schon manches erfahren, sind aber doch froh, daß wir hier sind, und wollen versuchen, andern ein Segen zu sein. Wir feierten den 4. Juli auch. Wir wurde uns mit der Zionsgemeinde einig ein Kinderfest zu feiern, und der Herr gab uns einen schönen Tag; vormittag war es etwas kühl. Wir hatten unser Fest im Walde, welches auch ganz gut besucht wurde. Es waren ewta 160 Personen anwesend, oder wohl auch mehr. Vormittag hatten wir Missionsfest. Br. S. S. Ediger eröffnete den Vormittags-Gottesdienst mit Matth. 28, 19. 20 und Gebet. Dann folgte Bruder Johann Neufeld, dann Schreiber dieses und dann Bruder Heinrich Neufeld, alle hinweisend auf das, was so not tut, um einst unsere Lebensaufgabe gelöst zu haben. Dann betete Br. P. F. Friesen noch, und vormittag war Schluß. Dann wurden wir alle eingeladen zum Mittagsmahl, für welches die liebenSchwestern, die es ja immer so gut meinen, gesorgt hatten. Weil es ein Kinderfest war, so hatten die lieben Kleinen auch das erste Recht. Nun, sie ließen es sich auch nicht zweimal sagen, daß sie essen sollten. Es ging dann recht lebhaft her.

Nachmittag, halb 2 Uhr ging es wieder mit dem Kinderfest los, wo dann ein schönes und langes Programm ausgeführt wurde. Dasselbe bestand in Vorträgen von schönen Chorgesängen, Gedichten und Zwiegesprächen von Groß und Klein, geleitet von Bruder Johann Diehm und P. F. Friesen. Es wurde gesucht, die Herzen für Mission zu erwärmen. Am Schluß des Festes wurde eine schöne Kollekte für Afrika gehoben. Der Herr war uns nahe, und segnete uns über Bitten und Verstehen. Ihm sei die Ehre dafür!

A. F. u. Maria Friesen.

Canada.

Manitoba.

Rosenort, Man., den 1. Juli 1913. Werte Leser der Rundschau!

Oftmals regte sich in mir der Gedanke, auch 'mal etwas für die liebe Rundschau zu schreiben, zumal ich seit ihrem Bestehen fast beständiger Leser derselben gewesen bin. Habe in früheren Jahren hin und wieder geschrieben, jedoch schon lange nicht. Die wichtigste Ursache meines heutigen Schreibens ist die, einen Todesfall zu berichten, nämlich von dem Tode meines Schwiegervaters Jakob Kröcker, Aeltester der sog. Kleinen Gemeinde. Er ist Sonntag den 22. Juni 1 Uhr mittags ganz sanft und friedlich eingeschlafen nach sechswöchentlicher Krankheit. Der Doktor nannte es Bronchitis. Sein Alter hat er auf 76 Jahre, 2 Monate und etlichen Tagen gebracht, und mit unserer Mutter, der nachgelassenen Witwe einer Maria Klaasen, 56 Jahre Freude und Leid geteilt. Die Begräbnisfeier fand in unserer Kirche zu Rosenhoff den 24. Juni statt, allwo Aeltester Peter R. Dück von Steinbach uns die Hinfälligkeit des Menschen vor Augen stellte, und auf das eine, was notwendig ist, zum Seligwerden, hinwies. Der Verstorbene hat in seinem vierzigjährigen Dienste, und zwar 30 Jahre als Altester, die Gemeinde mit vielen und schweren Sorgen und Kümmernissen treu geleitet. Er schaut nun, was er geglaubt und gelehrt hat.

In den letzten Jahren war er schon öfters kränklich, daß er schon nicht immer hat können seines Amtes walten. In seinen Reden und Vorträgen, sowie auch in seiner Selbstbiographie (Biographie heißt Lebensbeschreibung. Ed.) ließ er es oft hervorblicken, daß er bald seine irdische Hütte ablegen werde.

Sollten in Rußland noch Verwandte, Kröfers- und Martens-Familien am Leben sein, die sich seiner erinnern, so diene auch ihnen„ falls dies Schreiben ihnen zu gesichte kommt, die obenerwähnte Todesbotschaft zur Nachricht. Er sprach manchmal davon, daß er in der alten Heimat noch Vettern hätte, die Martens hießen. Seine Mutter war eine Hedwig, geborene Martens. Wie aus den Erzählungen des Vaters zu schließen, war sie eine gute Mutter, der das Seelenheil ihrer Kinder nahe am Herzen gelegen haben muß. Von seinen Geschwistern ist nun nur noch Onkel Peter Kröcker am Leben. Derselbe wohnt mit der Tante auch hier im Dorfe bei seinen Kindern A. D. Löwen, und genießen nun nach all dem Kampf um's Dasein, was die schweren Ansiedlungsjahre mit sich brachten, sorgenlos ihrer Hände Arbeit. Die Eltern wohnten schon seit mehreren Jahren, nachdem sie die Landwirtschaft aufgegeben hatten, in einem kleinen Häuschen, von uns schräg über die Straße und wirtschafteten so ganz im Kleinen wie manche Alte es tun, nämlich mit einem Pferd, einer Kuh, Hühnern und dem Garten — denn Vater mußte Beschäftigung haben — und hatten sonst, außer der Sorge um die Gemeinde einen ruhigen Lebensabend und hat auch der Vater bei seiner Krankheit keine andere nennenswerte Bedienung vonnöten gehabt, als die treue, unermüdliche Pflege der lieben Mutter. Und obwohl es auch so ist, wie der Vater schreibt, daß ihnen „eine große, große Gnade widerfahren sei, daß sie so lange zusammen haben pilgern können", so fällt es der Mutter doch schwer und sie fühlt einsam. Auch wir sechs nachgelassene Kinder werden diese entstandene Lücke noch eine Zeitlang fühlen, jedoch gönnen wir ihm auch wieder die ewige Ruhe. Seine letzte Mahnung, die er in seiner Biographie an seine Kinder und die Gemeinde richtet, lautet: „So lasset uns nun fürchten, daß wir die Verheißung, einzukommen zu seiner Ruhe nicht versäumen und unser keiner dahinten bleibe", Ebr. 4, 1. Diesem will ich mich anschließen mit einem Zuruf an alle, die dieses lesen. —

Ein anderer wichtiger Vorfall ist, daß Franz F. Löwen, Sohn von Vetter P. D. Löwen, hieselbst so ernstlich am Typhusfieber erkrankt ist, daß an seinem Aufkommen sehr gezweifelt wird. —

Nach der längeren Trockenheit, die wir hier hatten, so daß das Getreide schon ziemlich gelitten, haben wir einen tüchtigen Regen bekommen, welches dem Wachstum des Getreides sehr förderlich sein wird. Bei den nun folgenden schönen kühlen Tagen schaut der Landmann wieder frohen Mutes in die Zukunft.

Vor einiger Zeit las ich in einem Reisebericht von einem gewissen H. Friesen, Friedensfeld, Rußland, der mir interessant war, da ich annahm, daß es der müßte sein, an den mein vor 24 Jahren verstorbener Vater P. L. Dück in F. die Wirtschaft verkaufte. Wenn richtig, so grüße ich ihn mit diesem Schreiben. Derselbe schrieb, daß ein Joh. B. Dück in Sibirien an Blutvergiftung gestorben. Sollte es B. Dükkens, Friedensfeld, Sohn sein, so wäre es mein Vetter. Derselbe schrieb sich seiner Zeit aber J. T. Dück. Wo sind die andern Bernhard Dücken Kinder, Jakob, Abraham und Bernhard? Bitte, laßt doch einmal von euch hören, wenn auch durch die Rundschau!

Es liegt mir eigentlich noch manches auf, was ich wohl schreiben sollte; da ich aber für diesmal schon etwas viel Raum beansprucht haben werde, so will ich es für diesmal mit diesem bewenden lassen u schließlich die Leser der Rundschau mit vorerwähnten Gruß nochmals grüßend, verbleibe ich ein Mitpilger nach Zion.

Euer

J. W. Dück.

Rosenort, Manitoba, den 5. Juli 1913. Heute wurde hier Franz F. Löwen von sechs seiner Jugendgenossen von der Kirche zu Rosenhoff aus zur Grabesruhe getragen.

Er war noch jung an Jahren und hatte das neunzehnte Jahr nicht weit überschritten, doch werden die Eltern des heimgegangenen Peter D. Löwens es schmerzlich fühlen, war er ihnen doch in seinem Leben, man möchte sagen, unentbehrliche Stütze; aber wenn's so kommt, dann heißt es: „Herr, deine Wege sind recht und gut."

Seine Krankheit war das heimtückische Typhusfieber, das ihn nach 18tägigem Leiden durch den unerbittlichen Tod dahinraffte.

Bei dem schönen Wetter hatten sich viele Teilnehmer zu der Feier eingefunden. Zuerst wurde das Lied: „Wenn in des Lebens dunkeln Stunden" von G. G. vorgesagt u. gesungen, und nachdem er einige Bemerkungen über den Verstorbenen gemacht und von der Hinfälligkeit aller Menschen geredet, auch der Schwerbetroffenen gedachte, wurde Jes. 55, 8 u. f. von Abram Isaak gelesen: „Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken." Ja, so geht's uns allen wohl oft in diesem Leben. Wir meinen wohl so, aber Gott meint es anders mit uns. Die gelesenen vier Verse sind für uns eine unerschöpfliche Quelle zur Erläuterung, und wurde auch, so viel die Zeit es erlaubte, klar gelegt. Zum Schluß wurde das Lied gesungen: „Dort über jenem Sternenmeer." Am Grabe sangen wir noch die Lieder: „Hier auf Erden bin ich ein Pilger", „Sehn wir uns an jenem Strande" und „Es geht nachhaus, zum Vaterhaus."

Es gibt viele, die vor Jahren hier ansässig gewesen sind, und die die Betreffenden gut gekannt haben und in der Hoffnung, daß es einige interessieren möchte, bringe ich diesen Bericht. Wir gedenken bei solchen Gelegenheiten oft der vielen Lieben, die einst in solchen Fällen immer mit uns waren. Nun sind ihre Plätze leer. Werden wir uns einst alle wiedersehen? Wir wollen es hoffen.

Heute abend kommt von Blumenhoff die telephonische Nachricht, daß dort die Tochter des Aron Reimer, Tina, plötzlich am Herzschlag gestorben sei. So sehen wir, daß einer hier, der andere dort seine sterbliche Hülle ablegen muß.

Abram Isaaken werden heute nachmittag schon heimfahren, denn sie erwarten abends ihre Tochter Jakob Wieben von Aberdeen, Sask., zum Besuch.

Regen hatten wir in letzter Zeit und alles kann schön wachsen.

Gruß an alle Leser,

H. Enns.

Saskatchewan.

Main Centr, Sask., den 1. Juli 1913. Da vielen Deutschen ein starker Hang innewohnt, Erholung und Genuß in der freien Natur zu suchen, so machten sich auch einige Bewohner unserer Gegend am Dienstag den 1. Juli mit ihren Familien auf, den Dominion Day (Regierungstag) am Ufer des Süd-Saskatchewanflusses zu feiern. Schreiber dieses war auch zugegen, und ich möchte sagen: Es stieg aus meinem Herzen ein Wunsch hinauf zum Trone der Gnade: Wenn wir nur erst einmal alle als Gläubige einmütig vereint sein möchten dort wo das Stückwerk aufhören wird, wovon wir hier nur einen schwachen Begriff haben.

Johann Neufeld, Turnhill, folgte mit einem Vortrag, dann ein Lied vom Eben-Ezer Chor. Weiter sang der Bethel Chor ein erhebendes Liedlein, darauf folgte der Kinderchor: „Im goldnen Sonnenschein." Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn solcher ist das Reich Gottes, sagte der Herr.

Es folgte ein Gedicht von Anna Kornelsen, ein weiteres von Anna Neufeld. Zwei Liedchen wurden vorgetragen unter der Leitung von Lehrer Fast, Turnhill. Dann folgten Zwiegespräche von Johann und Paul Wiebe. Sonntagsschulgespräch. — Ein Solo in englischer Sprache, gedichtet von T. Neufeld, und ein Gesang, geleitet von Isaak Schröder. Gedichte von Ag. Neufeld und Anna Unger, dann ein Lied von der Sonntagsschule Bethania. Gedichtet von Helena Siemens, Justina Schröder und Tina und J. Schröder. — Gedichte. Es folgte ein herrliches Lied von der Sonntagsschule aus Bethel. Weiter folgten kleinere Gedichte von Maria Klassen, Bethania, Gedicht von J. F. Schröder. Ein sinniges Chorlied folgte vom Eben-Ezer - Chor, vorgetragen. Ganz eigenartig berührte ein Gedichtchen, welches ein kleines Mädchen vortrug. Ach, wie schön ist es hier auf dieser Welt, wenn man hörendarf, wie das Lob Jesu gesungen wird. Weitere zwei Mädchen brachten wieder ein Gedicht. Etlichefreiwillige Vorträge folgten. Dann allgemeiner Gesang, bestehend im Absingen der Nationalhymne: „Dir sing ich, Vaterland", No. 189 Ev. L.; es folgten noch etliche Lieder in lieblichem Wechsel von Sonntagsschule von Bethel, vom Bethania - Chor ein Lied. Auch gemischter Chor. Zum Schluß von Joh. P. Wiebe, dem Gesanglehrer ein Vortrag.

Eine Kollekte ergab $7.00 für Indien und China. Zum Schluß wurde gebetet und damit fand wieder einer jener Tage seinen Abschluß, die den Teilnehmern lange im Gedächtnis bleiben.

P. H. Penner.

Rußland.

Rajewka, den 14. Mai 1913. Am 29. März feierte ich meinen 54. Geburtstag. Zu diesem Fest war meine Schwester gekommen und hatte die Rundschau mitgebracht, aus der sie uns von unsern Vettern und Nichten vorlas. Ich freute mich, etwas zu hören von unsern Verwandten.

Liebe Nichten und Vettern in Halstead, Kansas und auch in Steinbach, Manitoba, oder wo ihr alle wohnen möget, ich bin eine Sarah Voth und meine Schwester ist Maria. Ihr Mann ist Abraham Dück und unser einziger Bruder ist Dietrich Voth. Wir drei sind unter den Lebenden. Bruder Heinrich ist schon seit 1902 in der Ewigkeit. Das sind wir Geschwister alle. Susanna Voth ist keine von uns Vothenkinder, sondern von den Köhnenkindern und deine Nichte, die du dich geborene Friesen schreibst, und deine Mama und unsere Tante eine geborene Schierling ist. Meine Eltern waren Heinrich Vothen.

Nun, liebe Nichte Maria Flaming, wo sich unsere lieben Nichten, die Köhnenkinder befinden, weiß ich nicht. Unser liebe Mama Sarah war eine geborene Schierling. Der Familienname ist, wie schon erwähnt, Heinrich Voth. Ich habe dort zwei Tanten. Tante Jakob Friesen ist wohl nicht mehr unter den Lebenden; habe auch Tante Johann Friesen. Mein Mann war auch ein geborener Marientaler, Dietrich Heinrichs. Er ist seit 1901 in der Ewigkeit. Ich bin Witwe und wirtschafte so mit meinen Kindern. Sie sind alle groß. Heinrich ist verheiratet. Seine Frau ist Susanna Tiesen aus Altonau, Molotschna. Johann ist ledig. Sarah ist verheiratet, hat Peter Pauls zum Manne. Sohn Franz hat Katharina Abrams. Sie hat dort auch eine Schwester in Amerika. Mein Sohn Nikolai muß jetzt drei Jahre auf der Asower Forstei dienen. Zum künftigen Jahr kommt Isaak und dann Wilhelm an die Reihe. Dann hat es ein Ende. Von meinen elf Kindern sind sieben am Leben.

Dort müssen noch die Vettern meiner Kinder sein, nämlich die Kinder von dem Bruder meines Mannes Isaak Heinrichs, der von Marienthal stammt, aber in Alexandertal gewohnt hat, von wo sie mit den Kindern nach Amerika gegangen. Wir haben schon mehrere Briefe geschrieben, bekommen aber nicht Antwort, darum versuche ich es noch durch die Rundschau. Gesund sind wir, Gott sei Dank, noch alle. Nun wir, die wir vereinsamt stehen, können uns Trost zusprechen mit Ps. 23. Liebe Geschwister, ich hoffe auf Antwort und grüße alle Bekannte und Freunde, wo immer sie wohnen. Meine Adresse ist: Rajewka, Pawlodar, Semipalatinsk, Russia.

Witwe Sarah Heinrichs.

Weder Arme noch Reiche.

Bulgarien soll sich dem Idealzustande der neuzeitigen Sozialreform darin nähern, daß es dort weder wirklich arme, noch besonders reiche Leute gibt. In den Städten kommen wohl Fälle von dringender Hilfsbedürftigkeit vor, doch nur wenige und selbst diese sind eigentlich nicht von Bedeutung. Jedenfalls liegt dort keine Notwendigkeit vor, öffentlich Mittel für Armenpflege bereit zu stellen. Ebenso kennt man in Bulgarien keine widerstreitenden Interessen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, und Streiks, sowie Gewerkschaften und dergleichen sind im ganzen Lande völlig unbekannt.

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:

C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA
U. S. A.

23. Juli 1913.

— Samuel J. R. Hofer, Carpenter, S. Dak., sandte uns am 5. Juli für Missionar H. C. Bartel in China $7.65, welche Summe sie in der Bethel-Kirche bei Yale am 4. Juli durch Kollekte gesammelt hatten.

— In Cleveland sind im Jahre 1912 in den Schlachthäusern, die unter Bundesaufsicht stehen, über eine Million Stück Vieh geschlachtet worden. In Chicago wurden in demselben Jahre dreizehn Millionen und in Buffalo etwas mehr denn eine Million, dreihundert tausend Tiere geschlachtet. Diese Tiere und noch viel mehr mußten allein in unserm Lande ihr Leben lassen, um den Appetit des Herrn der Schöpfung zu befriedigen. Dagegen ist die Zahl der dem Magen der wilden Tiere zum Opfer gefallenen Menschen doch nur gering.

— Von Dodge City, Kansas wird berichtet, daß die Heuschreckenplage im südlichen Kansas von Tag zu Tag zunimmt. Die Staatsregierung hat beschlossen, zum Zweck derBekämpfung des Ungeziefers Parisergrün kostenlos zu liefern. Eine Sendung von 2,500 Pfund ist bereits zur Verteilung geliefert worden. Der „Herold" von Newton, Kansas, berichtet ebenfalls von dieser Plage, die daselbst aber bislang ihr Erscheinen noch nicht gemacht hatte, möglicherweise aber noch erscheinen kann. Die Bewohner der befallenen Gegenden sind emsig, die ungebetenen Gäste mittelst besonderer Vorrichtungen zu fangen und dann zu vernichten.

— Sehr erfreulich lauten die Berichte über die diesjährige Feier des vierten Juli. Fast ist es gelungen, sie zu einer vernünftigen zu machen. Diesmal weiß man nur von 8 Todesfällen und 365 Verletzungen durch Feuerwerk und Schußwaffen, die sich direkt auf die Rechnung des „Vierten" stellen lassen, während im letzten Jahr noch 41 und früher sogar Hunderte von Todesfällen und über Tausend Verletzte gemeldet wurden. Ohne einen einzigen Unglücksfall wäre es freilich noch schöner gewesen, aber für diesmal danken wir Gott, daß die Zahl nicht größer ist u. daß der Widerwille gegen solche wahnsinnige Festfeier immer stärker wird.

— Man irrt sich sehr, wenn man glaubt, die Balkanstaaten lieben den Frieden. Serbien würde seine Brüder, die Bulgaren (so wird berichtet) gern bis auf den letzten Mann vernichten, wenn es dazu imstande wäre, und die Griechen mögen ähnliche Gelüste haben. Bulgarien soll jetzt den Wunsch ausgesprochen haben, sobald wie möglich den Krieg zu beendigen und soll auch bereit sein, einen großen Teil seiner anderweitigen Wünsche aufzugeben, aber man weiß, daß es nur der äußersten Not gehorcht, wenn es endlich nachgiebig geworden ist. Bulgarien ist nämlich von serbischen und griechischen Truppen vollständig geschlagen und die beiden siegreichen Armeen haben sich nach ihrem Sieg die Hand gereicht. Weil Serbien durch den Krieg ebenfalls sehr geschwächt ist, glaubte man, daß der Friede ganz nahe sei, aber diese Hoffnung scheint sich doch nicht erfüllen zu wollen, und die Türkei, wie man annimmt, mit serbischer und griechischer Zustimmung, rückt in Eilmärschen heran, wahrscheinlich, um einen Versuch zu machen, Adrianopel und Thrazien zurückzuerobern. In Konstantinopel wird große Rührigkeit entfaltet undTruppentransporte, Artillerie und Kriegsmaterial treffen aus Kleinasien ein. Wollten Griechen und Serben erst ebensowohl als Bulgarien, die Türken möglichst weit fortdrängen, so ist ihnen ihre Einmischung in ihre Angelegenheiten heute scheinbar angenehm. So sind die Menschen.

Aus Mennonitischen Kreisen.

J. D. Friesen berichtet, daß sie nicht mehr bei Berenda, sondern in Reedley, California, wohnen, wohin auch alle Briefe usw. für sie geschickt werden sollen.

Franz Giesbrecht, Canada, Kansas, läßt hiermit seinen Bruder Kornelius Giesbrecht, Kolonie Saborowka, Utsch. Musdykul, Gorod Pawlodar, Semipalat., Sibirien wissen, daß er und sein Schwager Kornelius Siemens die Menn. Rundschau auf ein Jahr für ihn bezahlt haben, und wünschen öfter von ihm zu hören.

Heinrich Epp, Buhler Kansas, schreibt am 8. Juli: „Werter Editor der Rundschau! Du kannst mir die Rundschau nach dem 16. Juli nach Minneola, Kansas, schicken und dies in der Rundschau anmerken, daß alle unsere Freunde und Bekannte es sich merken können, auch die werten Freunde in Rußland. Es ist hier jetzt sehr trocken. Es wird sehr gedroschen. Der Ertrag an Weizen ist dieses Jahr nur mittelmäßig, von 10 bis 15 Buschel vom Acre. Der Hafer ist sozusagen vollständig mißraten. Mit dem Corn sieht es auch nur schwach aus. Was die Trockenheit überläßt, das nimmt jetzt noch der Chinchbug und die Grashüpfer. Also hat man dieses Jahr doch nur eine geringe Ernte. Achtungsvoll, H. E."

S. Löwen, Osler, Sask., schreibt: „Ein G. J. Besel fragt, ob nicht ein Leser der Rundschau ein Mittel für Atemnot weiß. Damit kann ich dienen. Folgendes Rezept hilft wohl meistens: Asthma-Kur:

1. oz. lobelia
1 oz. paregoric
½ oz. oil of tar
5 oz. alcohol

Dies wird in einer Apotheke zu haben sein. Es muß mit einem dazu passenden Apparat eingeatmet werden, nicht einnehmen. Mehreremale an einem Tage einatmen, je nachdem die Atemnot leicht oder stark ist. Der liebe Gott wolle geben, daß es derPerson, für welche Besel schreibt, helfen möchte. Grüßend, S. L."

Jakob J. Kröker, Korn, Oklahoma, schreibt am 7. Juli: „Dem geehrten Leserkreis der geschätzten Rundschau, besonders unsern Freunden, Bekannten und Verwandten möchte ich mitteilen, daß wir gesonnen sind, so der Herr will und wir leben, um etliche Wochen eine Besuchsreise nach Rußland über Galveston anzutreten. Folgende Stationen haben wir vorläufig auf unser Programm gesetzt: Sofijewski-Sawod — Tiegenhof —, Halbstadt, Simferopol und Bogoslowskaja—Kuban. Zu unserer näherenBezeichnung bemerke noch, daß unsere erste Heimat Lichtfelde bezw. Berdjansk, und die zweite am Kuban war. — Meiner lieben Frau jetztzeitige Eltern waren Jakob Giesbrechts. Alle Leser und den Editor bestens grüßend, zeichnet achtungsvoll, Jakob J. Kröker."

John J. Böse, Weatherford, Oklahoma, schreibt am 9. Juli: „Wir haben uns sehr gefreut, in No. 11 doch etwas von unsern Freunden zu erfahren. Dort schreibt mein lieber Vetter David Janzen, daß wir ihm doch unsere Adresse schicken, dann will er uns einen langen Brief schreiben. Viel Dank für deine Liebe. Ich wollte gleich schreiben. Es ist jedoch bis heute nicht geworden. Ich wünschte, daß meine Geschwister möchten ihre Adresse schicken. Du, lieber Schwager Isbrand von Riesen, hast schon einmal in der Rundschau geschrieben, aber der liebe Editor meint, die Adresse ist nicht zu verläßig. So haben wir keinen Brief geschrieben. Ich möchte gern an meine Freunde schreiben, wenn ich nur wüßte, daß der Brief nicht verloren gehen würde. Ich freue mich schon auf den Brief von dir, lieber Vetter David Janzen. Seid denn alle Gott befohlen! Ich will versuchen, noch einen Brief an euch zu schreiben. In unserer Familie sind wir, Gott sei Dank, alle gesund, außer mir selbst. Ich bin leidend. Eure Freunde J. und Maria B., R. 4, Box 45, Weatherford, Oklahoma, Nordamerika.

Bruno Hamm, Grünthal, Manitoba, berichtet am 11. Juli: „Die Witterung ist gegenwärtig sehr zufriedenstellend, denn es hat noch einer langen Trockenheit schon zweimal geregnet, und das schon fast verkommen aussehende Getreide steht wieder schön; es hat sich in ein paar Tage sichtlich erholt. Weiter wäre zu berichten, daß Grünthal, d. h., bei dem Postamt, bald das Aussehen eines Städtchens hat; denn es werden da viele neue Häuser gebaut und die Mühle, die auch ein sehr schönes Aeußere hat, ziert die Umgebung."

Wm. Braun, Dunelm, Saskatchewan, schreibt am 4. Juli: „Wir haben diesen Sommer schönes Wetter und viel Regen. Wenn ihr, Schwager Jakob Wall, der nach Rußland gefahren ist, und Johann Wiebe, die Rundschau irgendwo antrefft, diene euch zur Nachricht, daß eure Familien noch gesund und wohlauf sind, aber bis jetzt noch keine Nachrcht von euch haben. Höchstwahrscheinlich geht es euch dort gut in der alten Heimat. Schwager Abram Hildebrand von Manitoba waren hier auf Besuch. Sie sind heute, den 4. des Monats nachhause gefahren. Es scheint nach einer großen Ernte. Der Weizen sprießt in die Aehren. Wir hoffen auf eine frühe Ernte allhier. Dann laßt es euch gut gehen! Ich wünsche euch eine gute „Spazierreise". Mit Gruß, Wm. B."

Pred. Peter Warkentin, Hierschau, S. Rußland, schreibt am 17. Juni: „Im Auftrage der Tante, der Frau des verstorbenen Jakob Buller, der lange in Nikolaidorf gewohnt hat, diese Frau, Mutter und Großmutter frägt nach ihres Mannes Kindern, oder besser gesagt, Großkindern. Ihres Mannes Tochter, welche verheiratet war mit Heinrich Buller, die seiner Zeit nach Amerika gezogen, sind jetzt wohl auch schon gestorben; aber da sind Kinder nachgeblieben, und wie Tante Buller sagte, zwei Töchter, Anna und Helena. Anna hat sich wohl schon verheiratet. Ihr Mann soll Heinrich Dalke heiße. Diese werden gebeten, sich zu melden und ihre Adressen zu schicken. Ihnen trifft hier noch ein Erbgut vo nihrem Großvater — Buller, der in Waldheim im August 1912 gestorben ist. Die Großmutter Buller hat ihren Wohnsitz jetzt auch hier in Waldheim. Nebst Gruß, P. W."

Aeltester J. Kröker tot!

Der Obengenannte ist mein Schwiegervater, welcher am 22. Juni 1 Uhr nachmittag nach 6-wöchentlicher zuzeiten schwerer Krankheit im Herrn entschlafen ist. Begräbnisfeier fand am 24. unter großer Beteiligung statt. Reden wurden gehalten vom Aeltesten P. Dück, Steinbach. Weil der Verstorbene als ein treuer Diener vierzig Jahre lang in der sogenannten Kleinen Gemeinde gedient hat, so würde sich manches auf Papier bringen lassen, was für uns Nachgebliebene zur Lehre und Besserung dienen könnte.

Zu bemerken ist noch, daß es hier diese Nacht sehr schön geregnet hat, was den Saaten und allem Grün von großem Nutzen ist. Jetzt fehlt nur noch eines, nämlich die Dankbarkeit von unserer Seite. Denn wir sind schuldig für alles zu danken.

Ich verbleibe euer geringer Freund,

G. Rempel.

Vom Schuster Mertens.

Erzählung von M. von B.

Der Schuster Fritz Mertens hatte soeben mit seiner Frau und seinem Sohne Wilhelm die Morgensuppe gegessen, nun legte er den Löffel auf den Tisch, schob den Teller von sich und stützte sinnend der Kopf in die Hand. Wilhelm, der des Vaters Lehrling war, holte der Mutter Wasser vom Brunnen und trat dann in die kleine Werkstatt hinter der Stube. Kam denn der Vater nicht auch? — Frau Mertens trug Teller und Schüssel in die Küche, kam dann wieder ins Stübchen und musterte, während sie mit der Hand die Brotkrumen vom Tisch strich, erstaunt ihren Mann, der noch immer saß und vor sich hinblickte.

Dann trat sie an's Fenster und streute den Vöglein die gesammelten Krumen hin. Die kleinen Sperlinge kamen herbei, pickten emsig und taten, als fänden sie da ihr sauer verdientes Brot. „Wie es denen schmeckt," sagte Meister Mertens, indem er auch zum Fenster trat. „Ja," — „und säen nicht und ernten nicht", meinte leise die Frau. Einen Augenblick standen beide noch und sahen schweigend den Spatzen u. Buchfinken zu, dann ging es wie ein Leuchten über Meister Mertens ehrliches Gesicht. Er reckte seine kräftige Gestalt, die fast bis zur niederen Decke reichte, und sagte: „Nun flink an die Arbeit, Frau!" — Bald saß er auf seinem Schemel in der kleinen Werkstatt. Der kleine Raum schien fast zu eng für die beiden, die dort arbeiteten. Aber Frohsinn und Zufriedenheit saßen noch mit darinnen. Diese beiden Kameraden wohnten überhaupt in dem kleine nHaus des Schusters als Gäste, das sah man schon, wenn man draußen vorbeiging. Auf der Fensterbank hinter den bunten Gardinen blühten jahraus, jahrein die Geraniumstöcke. Neben der Haustüre, deren Messingklinke stets blank geputzt war, ragte ein Schild in die Straße hinein, darauf stand mit grünen Buchstaben auf schwarzem Grund: „Friedrich Mertens, Schuhmachermeister." Ein Stiefel war daneben gemalt als sicheres Erkennungszeichen.

Drinnen im Haus war erst recht alles recht rein und blank, u. am hellsten strahlten die frohen Gesichter der Hausbewohner. Frau Mertens war heute morgen sehr erstaunt gewesen, ihren Mann so trübe blickend dasitzen zu sehen. Gottlob, die Anwandlung war schnell vorübergegangen, und er erzählte ihr schon später, was ihm durch den Sinn gegangen war.

Der Wilhelm flickte unterdessen einen Kinderschuh. Einen tüchtigen Flicken mußte er aufsetzen, fand aber doch noch Zeit, verstohlen des Vaters Arbeit zu mustern. Seltsam! Niemand hatte doch solche Stiefel bestellt, und der Vater nahm vom feinsten Leder heute. Dazu pfiff er bei der Arbeit vor sich hin und sah sehr heiter aus. — Eine Nachbarin schaute durchs Hinterfensterchen. „Guten Morgen, Herr Mertens, immer Arbeit genug?" „Ja, immer Arbeit genug," rief Herr Mertens. Die Nachbarin schaute in die Küche hinein. „Es freut mich so, Frau Mertens," sagte sie, „daß Ihr Mann noch immer Arbeit hat. Der neue Schuster mit dem feinen Laden nimmt manchem die Kundschaft fort. Die Leute laufen alle zu ihm."

Da klinkte die grüne Haustüre, und man klopfte an die Stubentüre. Die Frauen steckten den Kopf aus der Küche und Meister Mertens rief kräftig: „Herein! „Der Herr Pastor," sagte die Nachbarin, und ging dann befriedigt heim. — Ja, es war der Herr Pastor und er kam, um sich ein paar neue Stiefel zu bestellen. „Meine Frau meinte," so erzählte er, „ob ich es nicht einmal bei dem neuen Schuster versuchen wolle. Aber ich sagte, besser wie Mertens tut es keiner, und das große Schaufenster tut's nicht." — Meister Mertens blickte so strahlend dankbar den Herrn Pastor an, daß dieser beim Hinausgehen sich überlegte, Meister Mertens sei doch der glücklichste Mann in seiner Pfarrgemeinde.

So oft klinkte noch heute die Haustüre, so oft mußte Meister Mertens noch Herein! rufen, daß es gerade war, als ginge es schon auf Weihnachten zu. Dabei war es draußen Sommer und niemand brauchte an neue Winterstiefel zu denken. Die Sonne schien durchs Hoffenster, strahlte durch die kleine Werkstatt hindurch und sandte ihr goldenes Licht auch noch ins Vorderstübchen hinein. Der Schuster und sein Sohn blickten beide so froh aus den Augen, daß es allen Besuchern heute wieder ganz behaglich zu Mute wurde im kleinen Häuschen. Mancher von ihnen hatte wohl noch größere Sorgen wie einen zerrissenen Stiefel, — wie kam es nun, daß hier in dem Häuschen das Leben plötzlich so helle und leicht erschien? Kam sie von den Sonnenstrahlen, diese neue Lebenslust — von den brennend roten Geraniumblüten, dem gestickten Haussegen oder von den glücklich - zufriedenen Bewohnern des engen Raumes? Wenn man doch auch immer so zufrieden sein könnte! Der brave Schuster ahnte es nicht, daß sein Heim, in dem Fleiß und Zufriedenheit wohnten, daß er selbst mit seinem hellen Blick manch einem eine eindringliche Predigt hielt. „Der Jung' wird ganz wie sein Vater," sagten die Leute, und nickten dem Wilhelm, der schlank und hübsch wie ein verkleideter Prinz auf seinem Schusterschemel saß, recht freundlich zu. — So viel Arbeit gab es für die nächsten Tage, daß Meister Mertens die Damenstiefel vom feinsten Leder, die dem Wilhelm so viel Nachdenken verursachten, nicht vollenden konnte. Aber dann kamen ruhigere Tage und mit gro-

ßem Eifer arbeitete der Meister an den feinen Stiefeln herum. Endlich war der letzte Knopf angenäht und wohlgefällig wurde das Kunstwerk betrachtet. Wilhelm staunte. „Vater, für wen sind die?" „Ja, Junge, das wart' ab," sagte der Meister fröhlich, stand auf und trat ins Stübchen. Auf der Fensterbank schob er die Geraniumstöcke dicht zusammen, Dorthin stellte er die Stiefel. „Zu verkaufen" schrieb er auf einen Zettel und legte ihn darneben.

Wenige Tage waren vergangen, seitdem die schönen Stiefel im Fenster prangten. Da kam eines Mittags eine Extrapost ins Städtchen gefahren und hielt vor dem Gasthaus am Marktplatz. Zwei feine Damen entstiegen ihr. Sie sprachen etliche Worte zu dem Wirt, der dienstbeflissen auf der Treppe seines Hauses erschien, und gingen quer über den Marktplatz, gerade auf den neuen Schuhladen zu. Lange blieben sie darinnen, als sie endlich wieder heraustraten, sagte die ältere Dame ganz verzagt: „Ich dachte es mir ja, daß wir nichts passendes finden würden in dem Nest, Frieda; wir müssen schon den großen Koffer öffnen und die Stiefel aus der untersten Tiefe herauswühlen." „Warte noch einmal, Mama, sagte fröhlich die jüngere Dame, „wir gehen noch einmal die Straßen entlang und suchen nach einem andern Schuster. So geht's," setzte sie schelmisch hinzu, „wenn man so hübsche, schmale Füße hat, wie meine Mutter." — „Nein, Frieda, der Stein im Hohlweg ist schuld", sagte die alte Dame und lachte nun auch. Nun blickten sie die nächste Querstraße hinunter. „Mutter, wohnt da nicht ein Schuster? Sieh, das Schild mit dem grünen Stiefel!" Mit diesen Worten eilte das junge Mädchen schnell voraus und kehrte bald wieder um und sagte: „Ein Schuster ist's aber ohne Laden. Ein einziges Paar Stiefel hat er zum Verkauf auf der Fensterbank stehen; die sehen aus, als könnten sie dir passen, Mama."

Bald standen beide Damen vor Schuster Mertens Häuschen und betrachteten die einsamen Stiefel zwischen Geraniumstöcken. „Meinst du nicht, Mama, daß sie ganz nach deinem Fuß aussehen? Wir wollen es doch versuchen." Energisch klinkte Fräulein Frieda die Haustüre auf und schaute sich auf den engen Flur um. Da kam Frau Mertens eilig aus der Küche und öffnete mit einem Knix die Stubentür. „Sie haben da ein Paar Stiefel im Fenster stehen — ich hatte Unglück — wir sind auf der Reise" — begann die alte Dame und wies ihren Fuß, über dessen Schuh ein klaffender Riß ging. Schon stand Meister Mertens vorn im Stübchen, und neugierig äugelte Wilhelm aus seinem Verschlag. Frau M. wischte eilig mit derSchürze den Tisch und zwei Stühle ab und betrachtete verstohlen den feinen Besuch. — „Wollen die Damen nicht Platz nehmen?" Da saßen nun Mutter und Tochter, und Fräulein Frieda schaute sich heiter in dem Stübchen um. Dem Wilhelm nickte sie so freundlich zu, daß er ganz rot wurde und sich eifrig über die Arbeit beugte. Unterdessen hatte die alte Dame ihren Stiefel ausgezogen. „Wir stiegen aus der Post, um ein wenig bergauf zufuß zu gehen," so erzählte sie, „und da lag ein spitzer Stein im Wege und zerschnitt mir das Leder."— Nun saß der neue Stiefel an ihrem Fuß, Meister Mertens kniete auf der Erde. „Er paßt", sagte er kurz und stand auf. „Er paßt wirklich, nein, welch ein Glück!" rief die junge Dame und beugte sich und betastete und prüfte das Wunderwerk an der Mutter Fuß. „Gerade, als wären sie für dich nach Maß gemacht, Mama!"

Die Stiefel paßten wirklich. Meister Mertens stand und blickte auf sie hernieder, dann wanderte sein Auge zum kleinen Fenster hinaus, suchte das Stückchen blauen Himmel, das freundlich herniedersah, und ruhte endlich sinnend ein paar Sekunden auf den kleinen Sperlingen, die auf der Straße umherhüpften. „Wie geht das nur zu, lieber Meister, ich finde sehr selten passendes Schuhwerk," sagte freundlich die alte Dame. Das junge Mädchen, deren Augen so leicht nichts entging, hatte den seltsamen Blick gesehen, den der Meister zum Fenster hinausschickte, und wie sein braves, ehrliches Gesicht vor Erregung bebte. „Ja, wie geht das zu?" fragte auch sie, „für wen hatten Sie die Stiefel gearbeitet?" — Meister Mertens hatte die vom Leder geschwärzten Hände gefaltet, leuchtenden Auges stand er da. „Die habe ich für den lieben Gott gearbeitet," sagte er einfach. Still war's einen Augenblick im Stübchen; Wilhelm war auf die Schwelle seines Verschlags getreten und lauschte. Frau Mertens sah ihren Mann ein wenig ängstlich an; sie verstand ihn noch nicht. Nun erzählte dieser, wie er eines Morgens so verzagt gewesen war, weil er zum ersten Mal seit langen Jahren keine Arbeit mehr im Hause hatte. So bitter habe ich es empfunden, daß die Leute zu dem neuen Schuster liefen u. er ihnen nicht mehr gut genug war. „Ich mochte es meiner Frau und dem Jungen nicht sagen," fuhr er fort, „daß keine Arbeit mehr in Aussicht war außer einem Paar zerrissener Kinderstiefel Trübselig hockte ich am Tisch, — bis ich die Sperlinge draußen sah, denen meine Frau die Krumen hinstreute. „Sie säen nicht, sie ernten nicht", so sagte sie dazu, — und kam mir's in den Sinn: „Ihr seid besser denn viele Sperlinge."Tüchtig geschämt habe ich mich und schnell im Vertrauen auf Gott ein paar Stiefel zugeschnitten. Der wird mich schon nicht damit sitzen lassen, dachte ich, und er hat's auch nicht getan."

Meister Mertens schwieg; seine Frau benutzte nun ihre Schürze, um sich damit die Augen zu wischen. Wilhelm stand ganz erregungslos und sah mit großen Augen den Vater an. In dieser Stunde lernte sein junges Herz Gott vertrauen fürs ganze Leben. — Fräulein Frieda stand auf, ging mit festem Schritt auf Meister Mertens zu und drückte ihm die Hand; ihrer Mutter liefen ein paar Tränen langsam die Wangen hinunter.

Die Damen waren gegangen; heller Sonnenschein flutete ins Stübchen, und in seinem Licht erglänzte ein Goldstück auf dem weiß gescheuerten Tisch. „Der liebe Gott gibt reichlich und mehr, wie wir verdienen," hatte lächelnd die alte Dame gesagt, als Meister Mertens sich weigerte, die große Summe anzunehmen. Fräulein Frieda hat sich draußen noch oft nach dem Häuschen des Schusters umgewandt und den Tag über manchesmal später einen nachdenklichen Blick auf die Stiefel ihrer Mutter geworfen.

Und die Geschichte ist wahr. Die Großmutter hat sie erlebt zur Zeit der „Extra-Posten", als sie von Berlin nach Westfalen reiste. Als ich sie erfuhr, fand ich sie viel zu schön, um in Vergessenheit geraten zu dürfen. — Ich hoffe, die Leser denken auch so.

H. u. Bauernfr.

Eine Reise durch die neue mennonitische Ansiedlung in Blaine Co., Montana.

Ich bin auf meinen täglichen Reisen schon sehr viel gefragt worden wegen der neuen Ansiedlung in Blaine County, Montana, ob die Ansiedler mit ihrer Wahl zufrieden sind,zudem hört man ja auch oft von Berichten erzählen, die nicht ermutigend sind, doch kann man leider oft nicht den Berichterstatter von solchen Berichten finden. Ich habe diese Gegend mehrere Male durchfahren, allein, auch mit Landsuchern, doch war es zu der Zeit eine unbesiedelte offene Prärie, und später, als die Ansiedler sich schon dort ansiedelten, war ich so in Anspruch auf Reisen, daß ich nicht mehr in die neue Gegend kam und so wünschte ich mir, jetzt, wo schon so viele unserer Deutschen sich dort niedergelassen, die Gegend durchfahren zu können. Als ich den 21. Juni heim kam, fand ich einen Brief von Herrn E. C. Leedy, General Immigration Agent, von Northern Railway, vor, der mich beauftragte, Dienstag, den 24. Juni in St. Paul, Minn., zu sein, um mit Herrn C. C. Morrison, Immigrations Agent für obige Eisenbahn Co. nach Blaine Co., Montana, zu fahren, die neue Ansiedlung zu besuchen und der Company einen Berich zu geben. Da aber zu der Zeit 23 Böhmen von Chicago in St. Paul ankamen auf dem Wege nach Big Sandy, Mantana, mußte Freund Morrison sich der Gesellschaft annehmen.

Donnerstag, den 26. Juni kam ich in Chinook an, Da es aber tüchtig geregnet hatte, riet man mir, nicht ein Auto zu nehmen, da es möglich wäre, daß ich nicht die Flüsse mit einem Auto passieren könnte; und so nahm ich ein Fuhrwerk und Fuhrmann aus dem Leihstall und fuhr Freitag hinaus. Das Wetter war kühl und angenehm. Als wir eine Weile gefahren und an das deutsche Settlement kamen, machten wir Halt bei Julius Wish, einem Deutschen. Dieser wohnt schon zehn Jahre hier, betreibt die Farmerei im Großen, und zieht noch Vieh und Schafe. Frau Wish erzählte mir, wie

arm sie hier anfingen, und wußte nicht, wo man es besser finden könne als hier. Dann ging es nach Frank Richter, ebenso ein Deutscher. Er kam drei Jahre zurück von Canada und macht gute Fortschritte und ist sehr zufrieden. Dann ging's nach Jacob Siemens. Diese haben sich schon ein schönes Frame-Gebäude gebaut; hat eine 320 Acres Farm. Freund Siemens war am Pferdeausspannen und da Frau Siemens eine gesprächige, heitere Frau knüpfte ich bald eine Unterhaltung mit ihr an. Sie sagte, sie sind froh und zufrieden, nur fehle es an einer Bahn näher. Ich habe es aus zuverlässigen Quellen, daß die „Soo" eine Bahn von Dakota aus rechnet durch diese Gegend zu bauen. Die Great Northern Railway hat sich viel Mühe und Unkosten gemacht, diese Gegend zu besiedeln, ober leider nicht für die Soo Eisenbahn Co. Als ich der Frau Siemens Adje sagte, meinte sie: „Blaine County, Montana, kann nicht übertroffen werden," und ich dachte an den deutschen Ausdruck: „Dem Mutigen gehört die Welt."

Will noch erwähnen, daß unsere deutschen Mennoniten sehr hoch angeschlagen sind bei Herrn E. C. Leedy, als ein friedliches, fleißiges und sparsames Volk und die besten Weizenbauer. Er hat Zuvertrauen zu unserm Volk, hinweisend auf Minnesota, Dakota, Nebraska, Kansas u. Oklahoma, da, wo immer unser Volk sich niederläßt, sich solche Gegenden bald auszeichnen in Kultur und Aufbau, ein Beweis des Fleißes, Ausdauer und Sparsamkeit. Nun ging's nach G. E. Bartel. Dieser ist ein Hillsboro boy, war soeben auf dem Mover Wagen von Drake, Saskatchewan angelandet, wohnt schon auf seiner Heimstätte, doch noch im Mover-Wagen. Und da ich seine und Frau Bartels Eltern gut kenne, so waren wir sehr schnell bekannt. Wenn der Anfang auch schwer ist, sind sie doch mutig und froh, ein schönes Stück Land ihr eigen nennen zu können. Nun ging's nach H. H. Siebert, ist ein Oklahoma-boy, hat eine schöne 320 Acre Farm, Frame-Wohnhaus 14 bei 18. Inwendig ist es mit Ceiling (Täfelung) ausgenagelt, kostet das Holz, samt Fenster und Türen $98.00. Hat schon Land aufgebrochen und einen Brunnen 18 Fuß tief mit 3 Fuß gutem Wasser. Da es schon spät wurde und der Henry uns nötigte, übernacht zu bleiben, nahmen wir es an. Henry machte uns noch ein gutes Abendbrot, Dann gings zu Bett. Unser fünf Personen lagerten uns auf dem Fußboden, und da wir müde waren, schlief ich so schön als in einem 50c Bett im Hotel. Morgens, als ich aufwachte, siehe da! da steht Henry beim Ofen und backt Pfannkuchen zu Frühstück. Nun, Henry war ja ein amerikanischer Soldat und trägt im Allgemeinen noch das Aussehen als solcher; doch hier beim Pfannkuchenbacken schienen alle Spuren eines Soldaten geschwunden zu sein, und noch mehr, als er halbverdrossen sagte: „Das Kuchenbacken dauert doch so erbärmlich lang, trotzdem er schon vor dem Ofen auf einer Kiste saß und das Feuer schürte. Das Frühstück war aber gut. Henry ist sehr zufrieden und hält seine 320 Acres $5000 wert. Dem Henry fehlt die Eva für seine Wirtschaft. Seine Brüder Peter und Jakob sind fleißig im Bauen auf ihren Heimstätten. H. H. Ortner, Nachbar, der von Süd-Dakota herkam, hat eine schöne 320 Acres Heimstätte. Wohnhaus und Stall gebaut, ist fleißig am Wiesebrechen. Ebenso auch Peter Heidebrecht, der von Rush Lake, Sask., herkam, sind auch sehr mit ihrer Wahl zufrieden.

Nun gings zu Rudolf Raimon. Dieser hat schon ein nettes Frame-Haus, Stall und Speicher, 75 Acres in Kultur. Er drosch letztes Jahr 1500 Buschel Hafer von 20 Acres neu gebrochenes Wiesenland. Hat eine schöne 320 Acre Farm, mit Drahtzaun umzäunt. Kam drei Jahre zurück von Canada. Hier sieht man Pferde, Kühe und Schweine. Auch Frau Raimon zeigte mir ihre Wirtschaft, Gänse, Enten und 200 junge Hühner. Raimons kamen her, ganz arm, und sind die frohsten Leute, die ich noch gesehen habe.

Dann gings nach Gerh. K. Dick; kam von Mountain Lake, Minn., hat eine schöne 320 Acres Farm, Frame-Haus und Stall und richtet sich alles bequem ein. — Nun gings nach Ger. P. Klassen. Dieser hat eine schöne 320 Acre Heimstätte, Frame - Haus und Stall, schon 25 Acres aufgebrochen, 7 Acres Flachs gesät; sieht vielversprechend aus. Er ist fleißig, sein schönes Heim aufzubauen. Jak. Schmidt, sein Nachbar, hat sein Wohnhaus fertig und gedenkt, seine Familie zu holen .

Nun gings nach A. R. Wall von Mt. Lake ,Minn. Er hat ein schönes, 320 Acres Heim. Zehn Acres Wiese gebrochen, ein Wohnhaus, 18 bei 24, angebaut 14 bei 24. Er war sehr beschäftigt mit dem Einrichten seines Hauses. In diesem Hause findet oft deutscher Gottesdienst und Sonntagschule statt.

Nun geht's zum Nachbar H. H. Dick, eben auch von Mountain Lake, Minn. Er hat eine schöne 320 Acres Farm, schon 14 Acres Wiese gebrochen. Wohnhaus 18 bei 24. Angebaut 14 bei 24. Hat schon 4 Acres Timothy im neuen Lande. Freund Dick drückte sich sehr zufrieden aus, so auch über den reichen Erdboden und gesundem Klima. Jetzt gings nach Theodore Klassen. Freund Klassen war gerade beschäftigt mit dem Gemüse - Garten rein machen. Hatten einen schönen großen Gaul vor dem Kultivator, und da es im Gemüsegarten war, ist es kein Wunder, daß Frau Klassen auch mit dabei war. Da heißt es: Theodore, paß auf! Noch nie habe ich einen besseren Gemüsegarten gesehen, und noch eins: Die russischen Sonnenblumen - Pflanzen mit in den Reihen. Theodore ist ein fleißiger Farmer, das sieht man bald. Er hat auch schon 35 Acres Wiese aufgebrochen. Frame - Haus, 16 bei 24 Fuß; auch schon Obstbäume gepflanzt. Sie sind froh und munter.

Gerhard Fast und H. H. Unruh Nachbarn. Haben ein jeder eine schöne 320 Acres Heimstätte und sind fleißig, sich alles heimisch und bequem einzurichten. Nun gings zum Nachbar David G. Fast. Freund Fast hat schon recht nette Gebäude gebaut. Wohnhaus 14 bei 16 und schon angestrichen; Stall 12 bei 16. Wiese gebrochen 12 Acres. Hier sahe ich Hafer gesät auf neuem Lande; hatte schon Aehren und sahe vielversprechend aus. Es ist fast unglaublich, wenn man annimmt, daß sie sich erst im April hier niederließen. Hier war der Brunnenbohrer beschäftigt mit Brunnenbohren und glaubte, mit 50 oder 60 Fuß genügend Wasser zu treffen. — Freund Fast war im Felde beim Pflügen, und so holte ich mir Erkundigung bei Frau Fast, und sie sagte mir, daß sie froh und zufrieden mit ihrem neuen Heim sind. Sie wohnen etwas auf einer Anhöhe und kann man von dort aus die ganze deutsche Mennoniten - Ansiedlung übersehen. Es dehnt sich vor den Augen aus als ein großes Tal und man sieht überall neue Häuser und Leute beschäftigt, wohl meistens mit Pflügen. Und denkt man zurück, daß letzten November, als ich diese Gegend bereiste für die Great Northern Railway, daß hier noch keine Häuser waren, noch niemand hier wohnte, noch irgend Spuren in diesem Landesteil, nur eine große offene Prärie mit Schafherden, und nimmt man an, daß diese Ansiedlung erst seit drei oder vier Monaten besteht, so scheint es fast unbegreiflich zu sein, daß sie es in so kurzer Zeit schon so weit gebracht, und kann man heute von Freund Fast's Heim eine große, deutsche Mennoniten - Ansiedlung überschauen in Blaine County, Montana. Die Wyands Brüder, die mit mir nach Chinook fuhren im März, von Lehigh, Kansas, sind alle sehr fleißig mit Landaufbrechen und Bauen des Wohnhauses, 12 bei 14; Stall 12 bei 16. Sie sind froh und zufrieden in ihrer neuen Heimat. Ebenso ist Nachbar Meno Bartel, ein Hillsboro-boy, zufrieden. Er fuhr nach Chinook und brachte 10 Dutzend Eier zum Markt. Er erzählte mir, daß er auf eine große Enten-Ernte rechnet. Es brüten nämlich wilde Enten auf seinem Lande, u. er paßt auf, sie einzufangen ehe sie ausfliegen. Da möchte ich dem Meno auch sagen: Ein Vogel im Sack ist sicherer als einer auf dem Dache. Nun wollen 'mal sehen, wie weit es der Meno mit seiner Enten-Ranch bringen wird. Als ich ihn frug, wie es ihm in der neuen Heimat gefalle, sagte er mit kurzen Worten: Nothing beats (nichts geht über) Blaine County, Montana.

August Unruh, ein zweiter Hillsboro-boy, ging anfangs März mit mir nach Chinook, Montana. Er hat eine schöne 320 Acres Heimstätte, ist vergnügt und froh und rechnet sich um $5000.00 reicher. Da er sein Heim in Hillsboro nicht ohne große Verluste verkaufen konnte, machte es sich etwas schwer für ihn, ist aber fleißig an der Arbeit als Baumeister und bekommt seine $4.50 den Tag. Da Frau Unruh nicht längst ihm folgte, war ich eben neugierig sie zu sehen. Ehe ich zu ihrer Woh-

nung kam, sahe ich schon das freundliche Gesicht; ist sehr froh und wünscht nur, sie wären schon eingerichtet auf ihrer Farm.

Claas Balt kam von Reedley, Calif., hat eine schöne 320 Acres Heimstätte, ein Frame-Haus, 18 bei 18, hat schon 17 Acres Wiese aufgebrochen. Es gefällt ihm gut. Er bewundert das große Wachstum und Gedeihen von Allem, was gesät oder gepflanzt ist. Als ich eine Bemerkung vom Gras machte, erzählte er mir, er arbeite mit seinen Pferden bei ausschließlich Grasfütterung und so bewährt sich, was man vom Montana-Gras und -Heu gehört, daß es sehr nahrhaft sei. Da meine Zeit gemessen war, ging ich zurück nach Chinook. Da suchte ich mir Freund Gothold Gerhard auf, von Moundridge, Kansas. Ich hatte nämlich mehrere Briefe von ihm erhalten wegen Montana. So sprach ich bei ihm in Moundridge vor. und er entschloß sich, den 17. Juni Excursion nach Montana zu fahren. Da er ein guter, fleißiger Mechaniker ist, schafft er in Chinook in einer Schmiede, bis seine Familie ihm nachkommt. Er bekommt $24.00 die Woche. Whr froh und vergnügt. Hat sich eine Heimstätte genommen. Er sagt, sie liegt so schön eben als die Straße und wollte nicht $1000 dafür nehmen

Will noch hinzufügen, daß alle, mit denen ich in Berührung kam, sich zufrieden aussprachen. Ebenso wird auch das schöne Wetter bewundert, haben noch keine heißen, drückenden Tage gehabt. Habe nur etliche von den vielen Ansiedlern besucht, da es eine geraume Zeit nehmen würde, alle auf dieser großen Ansiedlung zu besuchen. Ich machte eine Fahrt dem Norden zu nach Chinook durch die neue Mennonitische Ansiedlung und machte Halt bei solchen, die ich in der Nähe erreichen konnte. Nimmt man nun noch an, Alle die sich hier Heimstätten genommen haben und nach der Ernte hinziehen, dann ist es eine große deutsche Ansiedlung und tritt Montana eben auch mit in die Reihen der andern Staaten, wo sich Mennoniten schon früher niedergelassen. Sie bekommen viel Regen, und hatten während meines Aufenthaltes daselbst das schönste, angenehme Wetter. — Wenn man annimmt solche, die in anderen Staaten Land renten, die Familie wächst an, ohne Aussicht je Land eignen zu können wegen den hohen Landpreisen, und arbeiten ebenso in Montana, als sie daheim müssen, können ebensogut ihr Fortkommen haben, dazu noch ihren eigenen Herd und Heim. Und schauen wir nach dem Norden über die Grenze von Montana nach unsern Nachbarn in Canada und ihren Erfolg, wenn es kommt in Ernten ziehen, dann fragte es sich, warum können wir hier nicht dasselbe tun? Der Boden ist ein sehr reicher und fruchtbarer, wovon alle Beweise vorliegen. Nun wird ja auch Montana seine Schattenseiten haben als alle andere Staaten, und man sollte auch nicht vergessen, daß das Ansiedeln in einem neuen Lande mit viel Arbeit und Mühe verbunden ist, überhaupt wenn unbemittelt. Das wissen alle die, die dieses durchgemacht in früheren Jahren in den verschiedenen Staaten, als sie sich auf den wilden offenen Prärien niederließen unter vielen Entbehrungen. Bereist man solche Gegenden heute, so fühlt man sich fast in einen Garten versetzt. Das zeigt eben den Erfolg durch Fleiß, Unternehmen, Ausdauer und Sparsamkeit. Ebenso als unsere Deutschen in Blaine Co., Mont., den Anfang machen, haben eben auch alle Andern in verschiedenen Staaten angefangen. Nun steht man bei dem Heim des D. G. Fast, Blaine Co., Montana, und überschaut die große Ansiedlung in dieser Ebene, etwa 25 Meilen hinaus u. denkt an die Vielen, Vielen die noch nach der Ernte hinkommen und auf ihr Heim ziehen und bauen, und man sieht was hier in den letzten drei bis vier Monaten getan worden ist, dann frägt man sich, was wird diese Gegend, die große neue Mennoniten-Ansiedlung in fünf Jahren von jetzt sein? Wie überall, so auch hier, hängt alles von dem Fleiß, Glück und Sparsamkeit und dem Segen von oben ab.

Wir bekommen viele Briefe wegen Landkauf. Unsere Bahn, die „Great Northern Railway", eignet kein Land, hat auch nie Land von der Regierung bekommen. Wir geben uns aber alle Mühe, Landkäufern mit solchen Ländern an unserer Bahn in Kenntnis zu setzen. So wurde Mr. Morrison und ich hierher geschickt, ein Stück Land zu besehen 6 Meilen von Billings, 17,000 Acres eine Ranch, die auf den Markt kommt, zu kaufen zu sehr günstigen Terminen, ebenso ist auch ein Stück Land von 21,000 Acres westlich von Great Falls ebenfalls eine Ranch, die auf den Markt kommt zu sehr günstigen Terminen zu kaufen. Auch sind bei Chinook, Blaine Co., der deutschen Ansiedlung anschließend, noch schöne 160 Acres Heimstätten zu nehmen. Eile ist aber notwendig. Bin gerne bereit, weitere Auskunft zu geben wegen Landkauf oder Heimstätten. Adressiert an mich, c. o. Immigration Department, Great Northern Railway, St. Paul, Minn.

J. J. Harms.

Ein zeitgemäßes Mahnwort.

Früher war es Sitte, daß, wenn die Betglocken ertönten, die Kinder sich nicht mehr auf der Straße sehen ließen, oder nur dann, wenn sie den Eltern noch dies und das hatten besorgen müssen. Wer nachts durch unsere Straßen wandert, der sieht allabendlich ganze Gruppen Knaben oder Mädchen, oft auch Knaben und Mädchen zusammen, lachen und scherzen, tolle Späße treiben, und nicht selten hört man diese Kinder auch über Dinge tuscheln und Reden führen, die nur in den Mund zu nehmen ein anständiger Mensch sich schämt. Man frägt sich unwillkürlich: Wo sind denn die Eltern dieser Kinder Haben sie ihre Söhne und Töchter nicht lieb, daß sie ihnen gestatten, ohne Ziel und Plan durch die Straßen zu lungern und zur nächtlichen Stunde, fern von jedem sittlichen Einfluß, sich herumzutreiben? Dieses Nachtschwärmen kann nur schaden. Es wirkt entsittlichend auf die jugendlichen Gemüter. Es reizt zu schlimmen Streichen, zu gemeiner Rede, zu Streichen und Taten, die das Tageslicht scheuen müssen.

Aber ich weiß das aus eigener Erfahrung: Kirche und Schule sind einfach machtlos, wenn das Elternhaus nicht einschreitet. Eine Kirchenpflege machte es sich einmal zur Pflicht, die schulpflichtige Jugend nach dem Betzeitläuten aus den öffentlichen Tanzlokalen wegzuweisen; aber zuletzt weigerten sich die Pfleger, diese Arbeit zu tun, weil die anwesenden Eltern meist sich energisch sträubten, ihre Kinder nachhause zu schicken, und oft den Behörden Grobheiten bereiteten. Was soll da der Lehrer und Pastor sagen? Was kann er da zum Besten mitwirken. Da ist nur das Elternhaus berufen, heilend einzugreifen. Wo es daheim fehlt, da ist die ganze Arbeit der Behörden, der Lehrer und Prediger vielfach vergebens, und ihre Bemühungen, die Kinder zu erziehen, scheitern an der Gewissenlosigkeit der Eltern oder ihrer Stellvertreter. Wenn dann ein solches Kind später mißrät, flucht man über die Schule und die Lehrer, dann ist der Prediger daran schuld. Aber daß die Eltern, daß Vater und Mutter die größte Verantwortung tragen, das verschweigt man, weil man nicht gerne an die eigene Brust schlägt.

—Ausgewählt.

Zwei ertrunken im Niagara.

Zwei Jungen aus Buffalo, N. Y., D. Roscoe und H. Moore, zehn bezw. neun Jahre alt, ertranken am Sonntag nachmittag in den Stromschnellen des Niagaraflusses, während hundert Personen vom Ufer aus zusahen ohne helfen zu können.

Die beiden Knaben spielten in einem etwa eine halbe Meile oberhalb des „Whirlpool" angebundenen Flachboot, als das Tau riß und sie stromabwärts getrieben wurden, den Stromschnellen zu.

Sie waren sich des ihnen bevorstehenden Schicksals bewußt und gingen, aufrecht im Boot stehend, nachdem sie sich noch zum Abschied die Hand gereicht hatten, in den Tod.

Ein Brückenwärter bemerkte das Boot und rief telephonisch die Feuerwehr herbei, die mit zwei Kompanien ankam, aber erst, als das Boot und Insassen bereits in den Stromschnellen untergegangen waren.

Neue Goldfelde.

Südlich von Lewiston und dem Sweetwater-Flusse, im Staate Wyoming, in einer abgelegenen Gegend, 40 Meilen von der Eisenbahn, sind dieser Tage erstaunliche Goldfunde gemacht worden und die Prospektoren strömen in Scharen dorthin.

Der Mensch, der seine Sünde zu verbergen hofft, vergißt, daß Gott überall ist.

Ein neuer Vulkanausbruch in Innerafrika.

Das Vulkangebiet von Ruanda am Kivusee, das auf der Grenze zwischen Deutsch-Ostafrika, Britisch-Ostafrika und dem Kongostaat sich erhebt, hat im letzten Jahrzehnt namentlich durch die Arbeiten deutscher Reisender eine bereits ziemlich gründliche Erforschung erfahren. Einen wichtigen Beitrag dazu liefert jetzt der französische Missionar aus dem Orden der Weißen Väter Pages, der einen neuen Vulkanausbruch dieses Berglandes in einer Zuschrift an den Pariser Cosmos beschreibt:

Der Sitz dieser Missionare ist die Ortschaft Njundo, etwa 20 Meilen von dem Schauplatz der letzten Eruption entfernt auf der deutschen Seite. Der Ausbruch begann in der Nacht vom 4. auf den 5. Dezember 1912, im Norden des Kivusees, u. zwar mitten in einem angebauten Gefilde., so daß sich unter den Eingeborenen ein jäher Schrecken verbreitete, obgleich Menschenleben, soweit die Nachforschungen gereicht haben, nicht zu beklagen gewesen sind. Der Ausbruch hielt einen vollen Monat, bis zum dritten Januar an.

Am Morgen des 5. Dezember bot sich den Missionaren der überwältigende Anblick einer ungeheuren Dampfwolke, die sich hoch über dem Boden erhob und so viel Staub mit sich gerissen hatte, daß sie bald eine dunkle Farbe und schließlich das Aussehen von schwarzem Rauch annahm. Der obere Teil breitete sich allmählich wie ein Riesenschirm nach allen Seiten aus und wurde dann mehr und mehr ein Spiel des Windes, während der Dampf zunächst durch die kolossale Kraft des Ausbruches als eine senkrechte Säule aufgeschleudert worden war. Beim Einbruch der nächsten Nacht wurde das Schauspiel noch großartiger durch die Widerspiegelung der Lavaglut in den vulkanischen Wolken, so daß diese wie in Feuer getaucht erschienen. Die aus der Lava entwickelten Dämpfe breiteten sich in einem Umkreis von drei englischen Meilen in die Ebene hinein aus und reichten bis zum See. Der Vulkan zeigte sich wie mit einem leuchtenden Hof umgeben.

Die Missionare hielten diese Erscheinung zunächst für eine Feuersbrunst von ungewöhnlichem Umfang. In einer Entfernung von zwanzig Meilen konnte man in der Nacht beim Feuer des Vulkans kleine Druckschrift lesen, und das Schauspiel war sogar an einem Abend in einem Abstand von 50 Meilen bemerkbar. Die Rauchsäule wurde von zick-zackförmigen Blitzen durchzuckt, die sich zuweilen auch in Garben zu verstreuen schienen. Dieser Vorgang ist durch die Reibung der Aschenmassen mit den Dampfwolken und durch die dadurch bedingte Entwicklung elektrischer Spannungen zu erklären. Die Missionare vernahmen auch eine Folge von Explosionen und hin und wieder ein langes Rollen, das dem eines Donners nicht unähnlich war. Das Geräusch war wenigstens 35 Meilen weit hörbar.

Am 16. Dezember erreichte der Ausbruch den Höhepunkt. Gerade in dieser Zeit unternahm Peter Pages das Wagnis, sich der Ausbruchsstelle zu nähern. Er drang bis zur Lava vor, die zu seinen Füßen dahinströmte und ihm Dampfwolken ins Gesicht spie. Die von dem Krater ausgeworfenen Aschen hatten sich bis zu 700 Fuß Höhe aufgehäuft. Die Aschenexplosionen konnten mit einem Feldstecher deutlich verfolgt werden. Auch die Dampfsäule wurde immer wieder erneut, indem in rascher Folge weitere Wolke aus dem Krater hervorgestoßen wurden. In kurzer eit durchmaß die Lava die Strecke von zwei und einhalb Meilen, die den Krater vom Kivusee trennten. Die umgebende Ebene, die bereits aus vulkanischem Gestein aufgebaut, trug zahlreiche Bananenpflanzungen, stellenweise auch einen Wald von niedrigen Bäumen, die in der alten, zersetzten Lava Wurzeln geschlagen hatten. Die Vegetation wurde zum größten Teil vernichtet, und der Wald brannte an mehreren Stellen. Bei dem schnellen Erkalten der Lava, wo sie in den See einfloß, wurde ein eigentümliches Geräusch vernehmbar, das von Ohrenzeugen mit dem eines Eisenbahnzuges verglichen wird, wenn er in einen Bahnhof einfährt und dabei eine Reihe von Weichen überschreitet. Im See erzeugte der Lavarom eine Woge, durch die ein größeres Boot aus dem Wasser herausgeschleudert und ziemlich weit im Innern unter einen Baum niedergesetzt wurde.

Der Missionar begab sich selbst in einer Barke auf den See, dessen Wasser noch in einem Abstand von einigen Kilometern auf einen hohen Grad erhitzt war und einen Schwefelgeschmack zeigte. Die Anwohner sammelten viele Fische die durch das Einströmen der Lava getötet worden waren und verschafften sich durch ihren Verkauf auf den Märkten einen leichten Verdienst. Die Eingeborenen freilich hatten in einigen Dörfern eine Scheu vor dem Genuß dieser Speise, da sie alles, was mit der vulkanischen Tätigkeit in Zusammenhang steht, mit einem tief eingewurzelten Aberglauben betrachten.

Beachtenswert ist die Wirkung, die der Vulkanausbruch auf die Witterung hervorrief. Während sonst dort im Dezember fast immer wolkenloses Wetter herrscht, war es diesmal düster und regnerisch. Zur Zeit des stärksten Ausbruches vermochte die Sonne keinen Augenblick dur chdas dicke Gewölk des Vulkans hindurchzudringen. Kein Tag verging ohne Regen. Mittags ging regelmäßig ein Gewitter von etwa dreistündiger Dauer nieder. Diese Einflüsse des Vulkanausbruches erstreckten sich nur auf die nähere Umgebung, während weiterhin das Wetter ungetrübt seinen normalen Verlauf nahm. Der von dem Krater ausgehende Schwefelgeruch verbreitete sich etwa 300 Meilen weit und war noch an der Station Marangara in Ruanda deutlich wahrnehmbar, und zwar schon am ersten Tage des Ausbruchs.

Der heftige Ausbruch dauerte volle 29 Tage, während er sich in geringerem Grade noch bis in den Februar hineinzog. Ein Besuch des wahrscheinlich sehr großen Kraters war bis zur Zeit des Besuchs noch nicht möglich gewesen, da die Lava wegen ihrer Hitze no chnicht begangen werden konnte, auch die Luft bei der Annäherung an die Ausbruchsstelle geradezu erstickend war.— Wochenblatt.

Das Behacken und Behäufeln der Pflanzen.

Viel und sehr häufig trifft man heute noch auf die Ansicht, daß der eigentliche Zweck des Behackens der Früchte die Vernichtung des Unkrautes sei und solches daher nur ausgeführt werden brauche, wenn sich Unkraut zeigt. Das Behacken ist aber außerdem für das Gedeihen der Pflanzen sehr wichtig und soll deshalb zur Anwendung kommen nicht nur um das Unkraut zu zerstören, sondern auch um das Wachstum der Pflanzen zu fördern.

Die Nährstoffe, welche sich ursprünglich im Boden befinden, wie auch die, welche wir im Dünger den Pflanzen zuführen, werden um so leichter und in um so größeren Mengen von den Wurzeln aufgenommen, je mehr sie sich in löslichem Zustande befinden. Die Löslichkeit dieser Stoffe aber wird bedeutend gesteigert, wenn der Sauerstoff der Luft Gelegenheit hat, möglichst ausgiebig auf sie einzuwirken. Durch die wiederholte Bodenlockerung wird das Eindringen der Luft in den Boden ermöglicht und gefördert, ebenso wird auch die Lösung der rohen Mineralstoffe des Bodens gefördert und kräftige Ernährung der Pflanzen wird bewirkt.

Die Aufnahme der Nährstoffe durch die Pflanzenwurzel ist weiter abhängig von der ausreichenden Feuchtigkeit des Bodens. Das Wasser allein ist schon als Pflanzennährstoff zu bezeichnen. Darum gedeiht keine Pflanze, auch auf dem Nährstoffreichsten Boden, wenn er zu trocken ist. Der von obengelockerte Boden nimmt die Feuchtigkeit viel leichter auf als der harte, verkrustete; Luft und Wärme, Tau und Regen können viel leichter und ausgiebiger in ihn eindringen und fördern das Gedeihen der Pflanzen wesentlich. Es herrscht auch immer noch viel die Meinung, daß man bei heißem, trockenen Wetter nicht hakken dürfe, weil dadurch das Entweichen der Feuchtigkeit gefördert würde. Diese Ansicht aber ist ganz irrig und das gerade Gegenteil ist der Fall. Vom gelockerten Boden wird nämlich viel weniger Bodenfeuchtigkeit verdünstet als vom festen. Das Wasser steigt zufolge der Kapillarität — Haarröhrchenkraft — des Bodens aus dem Untergrunde zur Oberfläche auf. Werden nun infolge Lockerung der Oberfläche diese Röhrchen durchbrochen, so staut das Wasser an dieser Stelle und viel weniger kann durch die gelockerte trockene Schicht verdunsten, als wenn die Haarröhrchen durch eine feste Bodenschicht bis zur Oberfläche durchlaufen und direkt in die Luft münden. Gerade durch die Schaffung einer lockeren

Bodenschicht an der Oberfläche läßt sich die Bodenfeuchtigkeit zurückhalten und ist dies in trockenen Zeiten der Hauptzweck der Hackarbeit. Die Pflanzenwurzeln werden dann auch unter solchen Umständen noch so viel Feuchtigkeit finden, um ihren Bedürfnissen genügen zu können, auf jeden Fall aber mehr als in einem festen Boden derselben Beschaffenheit.

Die gleichen Vorteile, die durch das Behacken des Bodens erzielt werden, gewährt auch das Behäufeln, das aber nur bei einer beschränkten Zahl von Pflanzen nutzbringend anzuwenden ist. Das Behäufeln der Pflanzen verfolgt lediglich den Zweck, den oft zarten Stengel der Pflanze zu schützen, die Erzeugung von Wurzeln zu bewirken, den Luftzutritt zu fördern oder Stengel und Knollen vor der Einwirkung des Lichts zu bewahren. Namentlich für Kartoffeln, Sellerie, Kohlarten, Gurken und dergleichen ist das Anhäufeln vorteilhaft und kommt zur Anwendung. Die Kohlgewächse werden dadurch gegen Umbruch durch Wind geschützt, Quecke, Melone, Kürbis senden bei guter Kultur schon aus dem unteren Teile der Ranken, welcher direkt auf dem Boden liegt, Wurzeln in den Boden, so daß nach dem Behäufeln eine gesteigerte Nahrungsaufnahme stattfindet; auch Bohnen und Erbsen werden im Gartenbau aus diesem Grunde viel behäufelt. Beim Sellerie geschieht es zum Zwecke des Bleichens und bei der Kartoffel, die zu ihrem besten Gedeihen einen flachen Stand und und flache Kultur verlangt, sollen die sonst herausquellenden Knollen durch das Behäufeln vor dem Grünwerden beschützt werden. —

Fleißiges Behacken sichert aus mehr als einem Grunde bessere Erträge und darum ist es eine wichtige Arbeit, die nicht vernachlässigt werden soll. Wbl.

Unter welchem Dache ist sicher und heimisch.

Ein junges Mädchen kehrte nach sechsjähriger Abwesenheit ins elterliche Haus zurück. Sie hatte diese ganze Zeit in einer gottesfürchtigen Familie verlebt, wo man sich morgens und abends um Gottes Wort versammelte und im gemeinsamen Gebet den Herrn suchte. Im Vaterhause fand sie es ganz anders. Man setzte sich zum Abendessen nieder, aber es wurde nicht gebetet, und später ging man ohne Gebet auseinander und zu Bett. Da wurde das Mädchen recht traurig und konnte sich daheim nicht heimisch fühlen. Der Vater gewahrte es bald. Es tat ihm wehe und er wünschte die Ursache seiner Traurigkeit zu erfahren.

„Liebe Tochter," sagte er eines Tages zu ihr, „du scheinst dich hier bei uns nicht heimisch zu fühlen, wie ich es wünsche."

„Ach, lieber Vater," antwortete das Mädchen nach einigem Zögern: „Ach, lieber Vater, ich fühle mich hier nicht sicher. Ich fürchte mich, unter einem Dache zu leben, wo nicht gebetet wird."

Dies einfache Wort drang dem betroffenen Vater ins Herz. Er schwieg, aber noch an demselben Tage betete er mit den Seinen. Bald wurde das Haus ein Bethaus und zugleich eine Stätte des Friedens und des Segens.

Lieber Leser, unter was für einem Dache lebst du? und sicher? und heimisch?

Ein überwundener Gegner.

Ein junger Japaner beschloß, die Bibel zu lesen, um sie bekämpfen zu können. Allein er wurde selbst überwunden durch die stille Macht der göttlichen Wahrheit. Nach seiner Taufe kehrte der Mann in seine Heimat zurück und bekannte furchtlos vor jedermann seinen neuen Glauben. Das erregte bittere Feindschaft bei seinen Dorfgenossen, und einer der grimmigsten Gegner war ein alter Schulkamerad des Christen. Eines Tages kam dieser mit anderen Gegnern zu dem Christen und verlangte von ihm, er müsse entweder die verhaßte fremde Religion aufgeben oder das Dorf für immer verlassen. „Ich will gerne gehen," erwiderte der Christ, „aber vorher laßt mich euch allen erklären, was ich glaube, damit ihr wißt, warum ich eigentlich aus der Heimat vertrieben werde."

Gleich am Abend dieses Tages wurde eine öffentliche Versammlung abgehalten, in der auch der Christ erschien mit der Bibel in der Hand, um seinen Dorfgenossen seinen Glauben darzulegen. Er wurde an diesem Abend nicht damit fertig, und es fanden noch mehrere Versammlungen für den gleichen Zweck statt. Das mutige Zeugnis des jungen Mannes tat seine Wirkung. Nach und nach traten so viele der Dorfbewohner auf seine Seite, daß er mit ihnen eine Sonntagsschule oder eine Bibelstunde anfangen konnte, um sie noch tiefer in die Wahrheit des Evangeliums einzuführen. Das erregte den Zorn seiner Gegner, besonders den seines alten Schulkameraden noch mehr.

Indessen war es zum Krieg mit Rußland gekommen, und der grimmige Widerpart des Christen wurde zum Heer eingezogen und mußte mit diesem nach der Mandschurei ausmarschieren. Er kam zu seinem Verdruß unter einen Unteroffizier zu stehen, der ein frommer Christ war, und eines Tages schenkte ihm dieser ein neues Testament. Im Stillen gelobte er sich alsbald, sobald er vom Dienst frei werde, wollte er das verhaßte „Jesusbuch" vernichten. In der Mandschurei plünderte er eines Tages mit seinen Kameraden ein chinesisches Haus, und unter seinem Anteil an der Beute fand sich ein wunderschönes Seidenpapier, mit prächtigen, chinesischen Schriftzeichen bemalt, die einen eindrucksvollen Spruch darstellten. Solche Wandsprüche sind bei den ostasiatischen Völkern ganz besonders beliebt.

Bald wurde der Friede geschlossen, und das Heer trat den Rückzug an. In seine Heimat zurückgekehrt, wurde unser junger Kriegskamerad mit anderen Kameraden festlich bewillkommt, wobei er auch mit stolzer Freude seine Siegesbeute aus der Mandschurei vor den staunenden Blicken seiner Dorfgenossen entfaltete, die natürlich gebührende Bewunderung fand. Auch der junge Christ war zugegen und hörte mit Staunen, wie der weise Spruch der Inschrift gepriesen wurde. Als der Sturm der Begeisterung sich etwas gelegt hatte, trat der Christ hervor und erklärte: „Aber das ist ja nicht der Spruch eines chinesischen Weisen; das sind vielmehr Worte, die aus dem von euch so sehr verachteten und gehaßten „Jesusbuche" genommen sind.

Der Krieger und seine Bewunderer standen wie versteinert; die Worte des Christen hatten tiefen Eindruck gemacht. Er machte bald darauf dem Christen einen Besuch und sagte ihm: „Ich ergebe mich, ich ergebe mich! Dein Gott und dein Buch finden mich immer wieder, wohin ich auch gehen mag. Ich will jetzt noch beide näher kennen lernen!" Gott und sein Wort waren ihm zu mächtig geworden.

Wirkung der Musik auf einen Löwen.

Der französische Oberst d'Allain berichtete folgende, nach seiner Versicherung buchstäblich wahre Begebenheit.

Ein Trompeter aus dem Korps der Fremdenlegion hatte sich mit einem Korporal seines Regiments in ein anderthalb Stunden von der Straße von Blidah in Algerien gelegenes Tal begeben, um ein Instrument zu probieren, das er gekauft hatte. In dem von hohen Bergen umgebenen Tale setzten sie sich zunächst nieder, um ihr Frühstück zu verzehren. Sie waren noch damit beschäftigt, als sie einen Löwen auf sich zukommen sahen. Sie hatten keine anderen Waffen zur Verteidigung als ihre Säbel; ein Rückzug war unmöglich. Der Löwe hätte sie mit einigen Sprüngen eingeholt. Der Trompeter verlor jedoch seine Geistesgegenwart nicht; er ergriff sein Instrument und begann eines seiner Stücke zu blasen. Sofort blieb der Löwe stehen, erhob seine Ohren und hörte aufmerksam zu. Der Trompeter fuhr fort und ließ seine melodischen Töne weithin durch das Tal erschallen. Der Löwe legte sich nieder als wolle er nun recht behaglich zuhören. Während dieser Zeit entfernte sich der Begleiter des Trompeters, um Hilfe zu holen, und kam nach einer halben Stunde mit einem Haufen Kameraden zurück. Es war höchste Zeit. Der mutige Musikant konnte seinem Istrument kaum noch Töne entlocken. Als der Löwe sie herbeikommen sah, erhob er sich, ging langsam davon und verschwand kurze Zeit darauf zwischen den Büschen.

Die brechende Brücke.

Eine der mächtigsten und höchsten Brücken der Erde führt bei Dundee, Schottland, mit 85 weit gespannten Bogen über den breiten Meeresarm des Tay. Im Dezember 1879 wütete ein furchtbarer Orkan an der englisch-schottischen Küste, welcher die hohe Brücke in heftige Schwankungen versetzte. Um Mitternacht nahte der Expreßzug aus London. Der Lokomotivführer hielt eine Weile vor der Brücke, im Zweifel ob er es wagen dürfte, den Zug hinüberzuführen. Bald jedoch entschloß er sich dazu; er glaubte, daß der Bau fest genug sei, um den Sturm auszuhalten. Als aber der Zug mitten auf der Brücke war, war die Gewalt des Orkans so groß, daß der Zug mitsamt der Brücke in die Tiefe stürzte. Alle, die in diesem Zuge waren, hatten gehofft, die Brücke wäre sicher; aber sie hatten sich getäuscht; sie kamen alle um das Leben, sowohl der Lokomotivführer, als auch die, welche sich ihm anvertraut hatten.

Was half es, daß sie nur gehofft hatten? Gar manche Reisende, die nach der himmlische Heimat fahren wollten, vertrauten sich einem Zugführer an, der sie auf solche unsichere Brücke führte. Wer sich Jesus anvertraut, der erreicht die Himmelsstation.

Rohester aller Sportkämpfe.

Patrick Grant, 20 Jahre alt, der in Dayton, O., in der 7. Runde seines Faustkampfes mit „Kid" Batty bewußtlos aus der Arena herausgetragen wurde, starb, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Es ist zweifelhaft, ob Grant infolge eines Faustschlages oder der Ueberanstrengung und der großen Hitze starb.

Heuchlerische Räuber im Meer.

Im Meer spielt sich der Kampf ums Dasein in ganz besonders unerbittlicher Form ab, da frißt überall das Größere den Kleineren, und fast alles ernährt sich von Tieren, da ja hier kein solcher Pflanzenreichtum entwickelt ist wie auf dem Lande. Gar viele der sich in buntem Gewimmel durcheinanderwindenden Meertiere haben deshalb zu ihrem Körper den Instinkt erhalten, sich so z ubenehmen, daß man nicht auf sie aufmerksam wird. Unter diesen „Heuchlern" wären zunächst einige Fische zu nennen. Die Schollen haben auf der einen Seite des Körpers eine Farbe, die dem Meeresgrunde entspricht. Meistens graben sie sich dabei noch etwas in den Sand ein, und nur die beiden Augen glotzen hervor, um nach Beute zu spähen. Eine andere Fischart, die Seekröten, erinnert in ihrer Gestalt an Steine; noch merkwürdiger als diese unsichtbaren Laurer ist aber der „Angler". Dieser große Fisch hat seinen schollenartigen flachen Körper im Sande vergraben; aus seinem Kopfe aber wächst eine lange Rute hervor, die mit einem Fähnchen endet. Dies wird stetig hin und her bewegt, ein leichtsinniges Fischchen schwimmt herbei und will nach der scheinbaren Beute schnappen. Da plötzlich öffnet sich unter ihm im Sande ein riesiges Maul, das Fischchen wird erschnappt, und bald liegt der Räuber wieder im Sande u. läßt von neuem seinen Köder spielen.

Während die Tiere des Meeresgrundes sich durch Verstellen oder dadurch daß ihr Körper die Gestalt lebloser Dinge annimmt, unsichtbar machen, haben die Wesen, welche niemals den Grund berühren, nichts, wo sie sich verbergen können; nur das krystallklare Wasser umspült sie. Die einzige Möglichkeit ist, die Gestalt dieses Mediums anzunehmen. Und das tun manche denn auch wirklich. Unter dem Geschlecht der Quallen gibt es zahlreiche Arten, die genau so durchsichtig sind wie das Wasser. Bringt man sie in ein Glas, so gewahrt man zuerst nichts von ihnen und glaubt, das Glas enthalte nur Wasser. Erst allmählich und bei besonderem Lichteinfall entdeckt man die Umrisse dieser wunderbaren Wesen. Nimmt man sie aus dem Wasser heraus, so laufen sie auseinander wie Gallerte. Und doch sind die zarten Tiere gar gefährliche Räuber. Jedes Fischchen, das in ihre Nähe kommt, wird von ihren Fühlfäden berührt, und gelähmt sinkt es zur Seite, denn der Körper der Qualle steckt voll winziger Nesselorgane, die sich bei der leisesten Berührung entladen und das Opfer betäuben. Und nun wird dieses dem Munde zugeführt und man sieht durch den glasklaren Körper hindurch, wie das Fischchen in ihn tiefer und tiefer hineindringt.— Lincoln Fr. Presse.

Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln; er leitet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser.

Erzählung.

Mennoniten.

Von

Ferdinand von Wahlberg.

Fortsetzung.

Klaus Köhler war, um seine Ruhe und Würde zurückzugewinnen, auf der Heimfahrt von der Gerichtsverhandlung bei Israel Jost eingekehrt. Er fand seinen Glaubensgenossen, der vorausgeeilt war, in höchster Erregung. Mit erhobenen Armen und fanatisch leuchtenden Augen kam ihm Jost entgegen, und seine Rede klang feierlich, als wäre sie ihm aus der Höhe eingegeben:

„Gut, daß du zu mir kommst, Ohm. Beuge, dich, Klaus Köhler, denn noch einmal hat dir Gott aus Barmherzigkeit ein Zeichen gegeben. Allein und kinderlos, wie ein entlaubter Baum, stehst du vor Gott und mir da. Du wolltest nicht auf mich hören, obgleich Gott selbst durch die gewaltigen Schläge des Todes und durch meinen Mund zu dir gesprochen hatte. Er hieß dich die Gemeinde nach dem Osten führen, aus dem Sündengreuel — du tatest es nicht, sondern ließest deine Tochter nach Westen gehen. Die Gemeinde aber mußte hier bleiben und die Genesung deines Kindes abwarten. Beuge dich, beuge, Klaus Köhler! Frau und Sohn hast du nach Gottes Ratschluß durch den Tod verloren — deine Tochter durch die furchtbare Gewalt des Bösen. Nur eins bleibt dir, wenn du dich und sie fortan von der ewigen Verdammnis retten willst: lebe fortan nur für das Wohl der Gemeinde: führe sie aus diesem Sündenpfuhl nach dem Osten, wo wir, die wahre Gemeinde Gottes, allein Rettung finden."

Stehend hatte der alte Mann die Worte Jost's angehört. Jetzt ließ er sich müde auf die Bank an der Tür nieder, und zögernd, aber mit fester Stimme erwiderte er:

„Was redest du, Israel Jost, solche Worte zu mir? Klaus Köhler hat noch nie sein Wort gebrochen, und du hast selbst vernommen, daß ich mich an der Auswanderung beteiligen will. Vor meiner Haustür steht der Wagen bereit, und ich trete als Ausgesandter die Reise nach Osten, wie ich es bestimmt habe, so bald als möglich an. Ich hatte gehofft, daß mich meine Tochter begleiten würde — Gott hat es anders beschlossen. Auch ohne deine Mahnung hätte ich dir und allen gezeigt, wie hoch ich unsere Gemeinde halte. Rein muß und soll sie bleiben — und Mathea, mein einziges Kind, darf ihr nicht länger angehören — sie darf auch nicht mit mir fahren. Ich kam zu dir, um dich in den Rat der Männer zu senden. Du sollst Mathea Köhlers unmittelbare Ausschließung aus unsrer Gemeinschaft beantragen und mich herbeirufen, wenn es geschehen ist. Tue also, Israel Jost."

„Hör', Ohm Köhler," erwiderte Israel Jost in besänftigtem Ton. „Ausgestoßen muß Mathea werden — es ist so Gesetz, aber so sie Reue zeigt und Buße tut, kann sie wieder aufgenommen werden. Reue und Buße kann sie am besten unter meinen und deinen Augen tun — warum willst du dein verlorenes Kind nicht mitnehmen und ihr eine Stütze sein, Klaus Köhler?"

„Auf den Weg des Bösen ist sie allein gegangen, allein wird und muß sie sich auf den rechten Weg zurückfinden. Sie ist eine Köhler, hörst du? Tue, wie ich dir gesagt habe. An meinen Worten wird keine Silbe geändert. Gott zum Gruß, Israel Jost."

Als Ohm Köhler sein Heim wieder betrat, vermochte nur ein sehr geübtes Auge erkennen, was in dem alten Manne vorging. Der langjährigen Hausfreundin Anna Christiane blieb es nicht verborgen, um so weniger, als sie durch Mathea bereits von allem unterrichtet worden war.

Ganz wie ihr Vater war auch die Tochter dem Aeußern nach ruhig geblieben, aber auch ihr sah die alte Tante an, wie es in ihr wühlte. Und sie blickte noch tiefer und sagte sich, daß Matheas Schmerz ebensosehr aus der Verletzung ihrer religiösen Gefühle wie aus der Verhöhnung ihrer noch empfindlicheren weiblichen Gefühle herfloß. Es tat ihr weh, wenn sie an Mathea und Johannes, diese beiden ihr so lieben Menschen dachte, und sie hielt es für ihre Pflicht, eine Aussprache zwischen Vater und Tochter herbeizuführen.

„Willst du nicht mit deinem Kinde reden, Ohm Köhler? Du verstehst wohl, daß sie nicht das erste Wort sprechen kann," sagte Anna Christiane, während der Alte ruhelos im Zimmer auf und ab schritt.

„Erst nachdem der Rat der Aeltesten über sie das Urteil gesprochen hat!" war seine kurze Antwort.

„Und glaubst du, Ohm, daß du damit alles getan hast, was ein Kind mit wundem Herzen von seinem Vater erwarten kann? Ihr seid, was ihr seid, ihr sündigt, sündigt schwer gegen das Gesetz der Liebe; gerade jetzt braucht das Kind eine stützende Hand und eine liebevolle Führung."

„Mathea wird ihren Weg gehen, wie sie ihn bisher gegangen ist — ohne mich."

„So, so, und das sagt Ihr so hart hin? Gut, dann werde ich auch den meinen gehen, — aber nicht mit Euch. Wenn Euch Eure Glaubensgemeinschaft den Weg zeigt, so gehe ich den Weg, den mir mein Gefühl weist. Das soll Er wissen!"

Klaus Köhler hatte die letzten Worte nicht mehr angehört. Er hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen, damit niemand Zeuge sei, wie das Herz des Vaters mit dem Glauben des unbeugsamen Mennoniten rang.

Am folgenden Morgen in der Frühe sah man Ohm Köhler an dem Wagen beschäftigt, in dem er die Auswanderung antreten wollte, und gleich darauf hatte er den Hof verlassen.

In dem Schulsaal der Niederlassung hatten sich an demselben Morgen die Aeltesten, die Lehrer und Gemeindevertreter versammelt, um über das Geschehene zu beraten. Es war nicht nur über einen ganz außergewöhnlichen Fall zu Gericht zu sitzen, sondern die Anklage betraf jetzt das einzige Kind des Ohm Köhler, der von jeher wie auch seine ganze Familie, an der Spitze der Glaubensgemeinschaft gestanden hatte.

Nachdem Israel den Versammelten die Botschaft Klaus Köhlers überbracht und seinen Platz genommen hatte, war der Beschluß bald gefaßt, und er lautete auf Mathea Köhlers sofortige Ausstoßung aus der Gemeinschaft.

Um dem Mädchen das Urteil der Gemeindeältesten mitzuteilen, wurde sie herbeigeholt. In der einfachen Kleidung der Mennonitenjungfrauen trat Mathea vor die Männer. Die Blässe ihres Gesichtes und das fast unmerkliche Zittern der Gestalt verriet, daß das Erscheinen vor den strengen Hütern ihrer Glaubensgemeinschaft schon eine schwere Strafe für sie bedeutete, aber durch ihre Willenskraft verstand sie sich derart zu beherrschen, daß die meisten ihrer Richter geneigt waren, sie als eine verstockte Sünderin zu betrachten.

Nun ergriff der Aelteste der Versammlung, ein Mann von hohen Jahren und stillem, sanften Wesen, das Wort ,indem er sich an Mathea wendete: „

„Wie du, Mathea Köhler, schon im Katechismus gelernt hast, glauben und bekennen wir, Menno Simonis Nachfolger, daß nach den Weisungen Jesu und der seiner Apostel solche Glieder der Gemeinschaft, welche in groben Sünden und Werken des Fleisches leben, der Gemeindezucht unterworfen sind, und da durch dein Bekenntnis vor dem weltlichen Richter bezeugt ist, daß du grobe, öffentliche Sünden begangen hast, so hat der hier versammelte Rat sofortige Absonderung von der Gemeinde über dich verhängt, was ich dir, Mathea Köhler, kraft meines Amtes verkündige und in unserer Glaubensgemeinschaft werde bekannt machen lassen. Sofern du aber deine Sünde erkennest, bekennest und rechtschaffene Früchte der Buße beweisest, so halten wir es für unsere christliche Pflicht, dich wieder in unsere Gemeinschaft aufzunehmen."

Als der Aelteste das Urteil ausgesprochen, erhob sich Israel Jost unaufgefordert von seinem Platz und trat vor die Versammlung. Wieder leuchteten seine Augen in schwärmerisch begeistertem Glanze, und mit einem beinahe unheimlichen Gesichtsausdruck sprach er, zu den Männern gewandt:

„Dieses Mädchen, über das ihr die Ausstoßung aus der Gemeinschaft verhängt habt, ist für euch ein Zeichen aus der Höhe. Viele unter euch wollen irdischer Vorteile halber dem Ruf zum Auswandern, der euch ergangen ist, nicht folgen. Sehet, da steht Mathea Köhler vor euch als letzter Mahnruf. Eure Söhne erwartet der Schrecken der allgemeinen Wehrpflicht, darinnen sie untergehen und ihrem Glauben abtrünnig werden müssen. Eure Töchter aber werden, wie Mathea, dem Zug der Sünde, der aus dem Abendlande uns

immer näher kommt, nicht widerstehen können. Und bald, ja bald, bricht das große Gericht an und der Untergang der Welt. Darum fort von hier, fort von hier! rufe ich euch noch einmal zu. Nehmet euch ein Beispiel an dem geprüften Bruder Köhler! Er und ich wandern morgen gen Osten, um euch allen den Weg zu bereiten, folget uns nach!"

Bei diesen Worten Israel Josts ging eine jähe Verwandlung mit Mathea vor sich. Sie war nicht mehr das durch harte Strafen gedemütigte Mädchen von vorhin, als sie jetzt einige Schritte vortrat und die Männer anredete:

Fortsetzung folgt.

Das Gewissen.

Von einem Philosophen gegen 500 v. Chr. Geburt, wird berichtet:

Er hatte von einem Schuhmacher ein Paar Sandalen auf Kredit gekauft. Als er nach einiger Zeit wieder zum Laden kam, fand er die Tür verschlossen, und die Leute erzählten, daß der Schuhmacher gestorben sei. Der Philosoph fühlte in sich eine gewisse Freude, daß er so Schuhe und Geld behalten konnte und ging wieder fort. Aber bald erwachte in seinem Herzen eine Stimme, die erzählte ihm unaufhörlich wieder, was er getan hatte. Er dachte über sich nach. Dann lief er eilends abermals zum Hause des Schuhmachers, warf sein Geld durch die Spalten der Türe und rief: Dieser Mensch ist wohl gestorben für die andern, aber für dich lebt er noch.

Es ist doch etwas eigenes um das Gewissen. Allen Menschen wohnt es inne, unabhängig von Besitz, Bildung, Beruf und Lebensweise. Der Heide fühlt es wie der Jude. Der König David büßt seinen Uriasmord unter heftigen Selbst-Vorwürfen. Der Verräter Judas endet selbst sein Leben.

Noch sonntäglich führt die Stimme des Gewissens sündige Menschen zur Erkenntnis und zur Gnadenhand Gottes. Das richtende oder strafende Gewissen besitzt eine furchtbare Gewalt über den Menschen. Unaufhörlich beherrscht es seine Gedanken. Es ist ihm gleich, ob die Mitmenschen von der Schuld wissen oder nicht, gleich, ob der Mensch im eigenen Entschlusse handelte oder verführt war. „Du bist der Mann!" ruft es, nur aufrichtiger Zorn über eigene sittliche Schwäche und ernste Reue befriedigen die erregte Stimme des Gewissens. Ist so das Gewissen, die Stimme des heiligen Geistes selbst, eingepflanzt in den Menschen? Gewiß blieb auch trotz des Gewissens dem Menschen die freie Selbstentscheidung. Oft erscheint es, als sei die innere Stimme verstummt. Menschen, die sich schwer gegen Gott versündigen, verraten keine Reue. Sie haben durch fortwährende Vergehungen das Gewissen eingeschläfert, wie das Volk sagt.

Oft gehen solche Menschen verloren. Kein Mitmensch nimmt sich die Mühe, sie zu retten, da sie nicht selten die Ermahnungen edler Hilfsbereiter unbeachtet lassen.

Nie, selbst beim Hartnäckigsten oder Gleichgiltigsten, ist das Gewissen vollständig erstorben, und der Heiland konnte wohl selbst keine bessere Lehre geben, als er am Kreuze dem Schächer noch die Seligkeit verhieß.—Wbl.

Ein gutes Buch ist ein guter Freund.

Strenge Maßregeln.

Paris, 1. Juli 1913.

Die französische Regierung ist entschlossen, jegliche Bekundung der Mißbilligung der dreijährigen Dienstzeit als „Ungehorsam" zu deuten und mit schweren Strafen zu ahnden. Zwölf Sekretäre von Arbeiterverbänden wurden heute arretiert auf Grund von Verhaftungsbefehlen, die Richter Drioux erlassen hatte. Die Angeklagten werden beschuldigt, Soldaten zum Ungehorsam aufgestachelt und zur Desertation zu bewegen versucht zu haben.

Krieg.

Berlin, 1. Juli.

Der Minister des Auswärtigen von Griechenland gab heute vormittag folgende Erklärung ab:

„Da Bulgarien alle versöhnlichen Schritte Griechenlands wiederholt mit Treubruch und Verletzung des getroffenen Uebereinkommens beantwortet hat, und da die bulgaren die griechische Grenze, die unlängst festgelegt wurde, überschritten haben, sieht die griechische Regierung sich gezwungen, ihren Truppen in Mazedonien den Befehl zum Angriff zu erteilen.